

Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 4.2014 | Nr. 162

kulturland oldenburg

oldenburgische
 landschaft



■ Insulaner unner sük:
Die Wangerooger im Winter

■ Entsteht derzeit im Labor:
Die Oldenburger Palme

■ Jung, Plattdütsch un Luud:
„Plattsounds“

Inhaltsverzeichnis

- 2 **Insulaner unner sük**
Oder: Was machen die Wangerooger eigentlich im Winter?
- 8 **Kraftvoller Klang wie am ersten Tag**
Christian-Vater-Orgel in Wiefelstede
- 12 **Die Oldenburger Bischöfe zum Fest**
- 14 **„Oldenburger Palme“ entsteht derzeit im Labor**
- 16 **Landschaft als Schauspiel**
Puck Steinbrecher ist ein Meister der Atmosphäre
- 20 **Von gackernden Hühnern und dem Blick hinter die Fassade**
Heidi und Klaus Beilstein
- 22 **Akademie Dangast jetzt am Start**
- 23 **In memoriam**
Sara-Ruth Schumann
- 24 **„Die Halbinsel der Seligen“**
Franz-Radziwill-Kooperationsprojekt
- 26 **Lühr Grolle hält Erbstücke für verdächtig**
Sondersammlung für belastetes Kunst- und Kulturgut
- 30 **Das Schicksal der Gebrüder Schwoon**
Sonderausstellung zum Ersten Weltkrieg
- 32 **Bewegung und Vergnügen in Sande**
150 Jahre Turn- und Sportverein
- 34 **Königin Amalie kehrt in ihr Rasteder Vaterhaus zurück**
- 36 **Ein vergessener Komponist?**
Daniel Friderici (1584 – 1638)
- 38 **Ein Juwel im Oldenburger Land**
Rundum erneuert: Der „Telegraph“ in Brake
- 40 **Kulturelles Gedächtnistraining**
Wie sich Museum, Verein, Schule, Theater und Kirche für das regionale Vermächtnis stark machen
- 44 **Plattdüütsch**
- 50 **Historischen Alltag erlebbarer machen**
Museumsdorf Cloppenburg
- 52 **Ein Oldenburger in Russland**
Wirken von Burchard Christoph Graf von Münnich in der Region nur wenig bekannt
- 56 **kurz notiert**
- 57 **Von Rembrandt bis Richter**
Blätter aus der Grafischen Sammlung des Landesmuseums
- 58 **Neues aus der Landschaft**
- 60 **Neuerscheinungen**
- 62 **Glaskunst erzählt „unerhörte“ Geschichten**
Schüler(innen) des Landesbildungszentrums für Hörgeschädigte gestalten Windpyramide für den Botanischen Garten
- 63 **Zum guten Schluss**



16



20



38



40

TITELBILD:

Winterlandschaft zwischen Metjendorf und Neusüdende.

Foto: Elke Syassen

Am 29. und 30. Dezember 2014 sowie am 2. Januar 2015 ist die Geschäftsstelle der Oldenburgischen Landschaft geschlossen.

Impressum

kulturland Oldenburg

Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-77 91 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Redaktionsschluss

für Heft 163, 1. Quartal 2015,
ist der 15. 2. 2015
Für unverlangt eingesandte Manuskripte
wird keine Haftung übernommen!

Redaktion:

verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMh.)

Weitere Autoren:

Günter Alvensleben (GA.)
Stefan Meyer (SM.)
Rainer Rheude (RR.)
Heinrich Siefer (HS.)
Matthias Struck (MS.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)

Gestaltung:

mensch und umwelt, 26122 Oldenburg

Druck:

Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven

Verlag:

Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
© 2014 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von
vier Wochen zum Jahresende gekündigt
werden.

Einzelheft 3,80 €.

Im Schloss-
garten. Foto:
Gerlinde
Domining-
haus



Liebe Leserin, lieber Leser,

In den beiden vorangegangenen Ausgaben von *kulturland oldenburg* hatten sich mit Prof. Dr. Antje Sander und Prof. Dr. Uwe Meiners zwei Persönlichkeiten des kulturellen Lebens im Oldenburger Land an dieser Stelle zu Wort gemeldet und aus ihrer ganz eigenen Sicht wichtige Themen aufgegriffen. Diese „Zwischenrufe“ geben Impulse – nicht nur für die Arbeit der Landschaft, sondern auch für alle, die sich für das Oldenburger Land engagieren. Die gerade begonnene Reihe soll natürlich im kommenden Jahr fortgesetzt werden, aber zum Jahresende ist es uns ganz wichtig, den vielen Menschen im Oldenburger Land zu danken, die dafür Sorge tragen, dass unsere Heimat auch weiterhin gut da steht.

Unser Dank gilt den vielen Ehrenamtlichen in den Arbeitsgemeinschaften, Fachgruppen und Gremien der Landschaft, aber auch den zahlreichen ehrenamtlich Engagierten in den Vereinen und Initiativen des Oldenburger Landes. Sie alle tragen dazu bei, dass das Oldenburger Land und auch die Landschaft für das Jahr 2014 wieder eine positive Bilanz ziehen können. Vieles hat sich in der letzten Zeit gut entwickelt, so ist es vor allem den Vereinen und Initiativen im ländlichen Raum zu verdanken, dass dort weiterhin eine aktive Heimatpflege und engagierte Kulturarbeit geleistet werden kann, die von vielen Kommunen aktiv unterstützt wird. Gerade vor dem Hintergrund des demografischen Wandels ist es aber umso wichtiger, dass auch im ländlichen Raum ein qualifiziertes Kulturangebot vorgehalten werden kann. Deshalb sieht die Oldenburgische Landschaft in der Förderung des ländlichen Raums einen Schwerpunkt ihrer Arbeit. Dieses wird nicht nur in unserer Förderphilosophie deutlich, sondern spiegelt sich auch in der intensiven Beratungstätigkeit wider. Vor Ort versuchen wir, die Probleme, aber auch die Möglichkeiten von Vereinen und Initiativen kennenzulernen, um mit Rat und oft auch mit Finanzmitteln weiterzuhelfen. Dabei sind wir stets offen für neue Themenbereiche.

So beschäftigt uns zurzeit die Frage der gegenseitigen Integration, das heißt, es sollen Wege gefunden werden, um im gegenseitigen Verstehen und Kennenlernen von angestammten und neu hinzugekommenen Kulturen zu lernen und Gemeinsames zu entwickeln. Diesen Themenkomplex hat sich die Landschaft für das kommende Jahr als einen Arbeitsschwerpunkt vorgenommen. Wir werden sicherlich bald darüber auch in *kulturland oldenburg* berichten können.

Allen unseren Mitgliedern, Freunden und Förderern sowie Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, wünschen wir auf diesem Weg ein gesegnetes Weihnachtsfest und einen guten Start in ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr!

THOMAS KOSSENDEY
Präsident

DR. MICHAEL BRANDT
Geschäftsführer

Insulaner unner sük

Oder: Was machen die Wangerooger eigentlich im Winter?

VON KARIN PETERS (TEXT UND FOTOS)



Wenn das Café Pudding geschlossen hat, Kuni Kummer Strandkörbe repariert und man auf den Straßen fast mehr Handwerker als Touristen trifft – dann ist Winter auf Wangerooge. Von „Langeweile“ kann bei den Insulanern nicht die Rede sein ...

Windig ist es an diesem Tag im Februar. „Wie lange wollen Sie auf der Insel bleiben?“, fragt die Parkplatz-Wächterin am Schiffsanleger von Harlesiel. Und dann, mit besorgter Miene: „Könnte sein, dass wir am Montag Sturmflut kriegen – und wenn das Auto dann abgeschleppt werden muss ...“ Tja, damit hätte ich nie gerechnet. Wer macht um diese Zeit auch schon Urlaub auf Wangerooge? Jedenfalls mehr Leute – und Hunde! – als gedacht, wie ich auf der Fähre feststellen kann.

Mit der Bummelbahn durch Salzwiesen

Die blaue Inselbahn wartet schon, als wir im Westen der Insel anlegen. „Gott hat die Zeit erfunden. Aber von Eile hat er nichts gesagt“, steht auf einem Schild am Hafen. Und so warten wir noch ein gutes Viertelstündchen, bis sich die historische Diesellok Richtung Dorfbahnhof in Bewegung setzt. Ächzend und ratternd zuckelt sie mitten durch eines der schönsten Naturschutzgebiete der Insel, den Westaußengroden. Die Salzwiesen wirken zu

dieser Zeit wie ein abgenutztes Fell, fahlgelb mit struppeligen Gräsern. Dazwischen immer wieder Gräben und überschwemmte Flächen, auf denen Eiderenten, Brandgänse, Pfeif- und Stockenten dümpeln. Unzählige Watvögel stochern im flachen Wasser der Lagune nach Kraftreserven. Ein Großer Brachvogel fliegt ein, sein langer krummer Schnabel passt in jede Wattwurmröhre. Die Zugvögel haben sich längst an den Zug-Verkehr gewöhnt. Einge Austernfischer sollen sogar direkt zwischen den Gleisen brüten. Wenn die Bahn kommt, fliegen sie nur kurz auf und setzen sich anschließend wieder auf ihre Nester.



Was, schon da? Vor dem Bahnhof stehen Handwagen statt Taxis. Autos sind auf dem Eiland tabu, mit Ausnahme von Feuerwehr, Rettungswagen und einigen wenigen Elektrofahrzeugen. Zum Glück sind es immer nur ein paar Fußminuten bis zum Ferienquartier. Jetzt, im Winter, klingt das typische „Klack-Klack“ der rollbaren Koffer und Köfferchen auf den gepflasterten Straßen wie fröhliches Hufgeklapper – aber im Sommer, wenn 11.000 Gäste anreisen? Auf der Zedeliusstraße, der netten kleinen Shopping-Meile, ist es fast menschenleer. „Wir machen Winterpause“, steht an einigen Geschäften. Auch das berühmte

Café Pudding, die kreisrunde Schlemmer-Instanz direkt am Meer, macht dicht bis April. Das Gute am nicht vorhandenen Touristenrummel: Kein Schlangestehen im Bäckerladen, freie Platzauswahl in den noch offenen Restaurants und den Strand fast ganz allein für sich. Nett auch die entspannten Insulaner, die jetzt wieder jeden Fremden auf der Straßen mit einem herzlichen „Moin“ begrüßen.

Mein erster Weg führt zum Kurzentrum an der Strandpromenade. Was ist los auf einer Insel, auf der, salopp gesagt, „nix los“ ist? „Wir haben keine Langeweile!“, versichert Ulrike Boog vom Service-

Oben: Hochbetrieb in Kuni Kummers Strandkorbwerkstatt: Jetzt werden die beliebten Sonnenmöbel für die nächste Saison „up Stee“ gebracht. Linke Seite: Autos sind auf dem Eiland tabu. Im Zuckeltempo geht es mit der historischen Diesellok durch eines der schönsten Naturschutzgebiete der Insel.

Center. Auch im Winter kämen immer mehr Menschen, die den stillen Reiz und den ungestörten Naturgenuss auf dem Eiland zu schätzen wissen. Für die laufe nach wie vor ein kleines Veranstaltungsprogramm. Außerdem müsse bis zur nächsten Saison wieder alles auf Vordermann gebracht werden – „es gibt viel zu reparieren“. Es ist die Zeit der Handwerker. Überall wird abgerissen und neu gebaut. Ihr Blick fällt auf die Großbaustelle direkt vor ihrem Fenster. Gerade wird die Strandpromenade umgestaltet. Unter anderem entsteht hier gerade ein großes Aparthotel. Ein heiß diskutiertes Thema auf der Insel.

Trommeln gegen den „Inselkoller“

Ulrike Boog schaut auf die Uhr. Schon eine halbe Stunde nach Feierabend. Sie hat noch was vor. „Heute probt unsere Trommelgruppe ... wenn Sie Lust haben?“ Die Insulaner und ihre Vereine. Hier organisieren sie sich selbst ihr Programm gegen den „Inselkoller“. Vom Shanty-Chor über die Bauchtanzgruppe bis zum Amateur-Filmclub. „Wangoo Dip-tams“ nennen sich die Damen der wohl einzigen afrikanischen Trommeltruppe auf einer norddeutschen Meeresinsel. Vor sechs Jahren haben sie auch das „Friesen-Woodstock“-Festival ins Leben gerufen. Jetzt laufen die Vorbereitungen für „Insulaner unner sük“. An diesem Event nehmen die Kulturtreibenden aller ostfriesischen Inseln teil. Jedes Jahr findet er auf einer anderen Insel statt, im nächsten März auf Langeoog. „Früher haben nur die Volkstanzgruppen daran teilgenommen“, erzählt Chef-Trommlerin Ihna Siemens, „inzwischen treffen wir uns jedes Jahr mit über 600 Leuten“. Ein Riesenspaß sei das, fast wie Karneval. Und 2016 sei Wangerooge als Kulturinsel dran.

Langsam wird es Nacht auf der kleinen Flaniermeile. Wo es im Sommer hoch hergeht, schlendere ich jetzt allein unter Straßenlaternen. In den urigen Kneipen mit den Rettungsringen und Segelschiffen im Fenster brennt noch Licht. Die Barhocker sind spärlich besetzt, ein letzter Absacker und dann „ab ins Bett“. Nur in einigen Restaurants herrscht reger Betrieb. Scholle, Seezunge und Krabbenbrot – das geht immer bei den Gästen. Der Alte Leuchtturm begleitet die Letzten nach Haus. Imposant sieht er aus, der feuerrote Riese. Obwohl er schon lange nicht mehr blinkt. Früher, so wird erzählt, knallten die Zugvögel nachts gegen seine hohe Kuppel. Jetzt passiert das nicht mehr, denn rund um die Außengalerie sind kleine Strahler angebracht.

Sind die Gäste weg, packen die Insulaner ihre Koffer

Am nächsten Morgen ist „Schietwetter“ angesagt. Meine Pensionswirtin, Edith Reiners, ist sozusagen schon auf dem Sprung nach La Gomera. Viele Insulaner packen die Koffer, wenn ihre Gäste weg sind. Während der Hauptsaison bleibt gerade im Gastgewerbe keine Zeit für private Extratouren. Zwischen Silvester und Ostern dagegen lohnt es sich kaum zu öffnen. „Manche Geschäftsleute bleiben dann sogar für drei oder vier Monate im Süden“, weiß Reiners. Sie selbst lebt seit fünfundzwanzig Jahren auf Wangerooge – „eine kleine heile Welt“. Was ihr Sorgen bereitet, ist der von vielen kritisierte Bauboom. Die alten Häuser werden einfach abgerissen, sagt sie. Und die neuen, von Investoren aus dem Boden gestampften Wohnungen seien für die Insulaner viel zu teuer. „Junge Familien und Normalverdiener können sich die Preise hier nicht leisten. Die ziehen aufs Festland. Im letzten Jahr wurde nur ein einziges Kind auf der Insel eingeschult.“ Zudem werde es immer schwieriger, Arbeitskräfte auf der Insel zu finden. Das Personal müsse teils mit dem Hubschrauber eingeflogen werden. „Sylter Verhältnisse“ nennen die Insulaner das ...

Auch vor dem Nationalparkhaus stehen Baumaschinen. Die schöne weiße Villa, direkt am Rosengarten, bekommt neue, moderne Ausstellungsräume. Bis zum nächsten Herbst soll alles fertig sein. Bis dahin hat sich der NABU in der alten Grundschule einquartiert. Heute bieten die Naturschützer eine Führung durch den Nationalpark an. Jana Kopfer, eine Geografin, stapft mit unserer kleinen Gruppe Richtung Bade- und Burgenstrand. Wangerooge, beginnt sie ihren Vortrag, heißt übersetzt Wiesenland. Es sei nach Baltrum die zweitkleinste ostfriesische Insel. Und schon wird es kompliziert. Denn einerseits gehöre Wangerooge geografisch zu Ostfriesland – und andererseits politisch-





„Schietwetter“ und fast menschenleere Strände und Straßen: Auch das hat seinen Reiz. Wenn der große Gästeansturm vorbei ist, rücken die Insulaner wieder näher zusammen. Fast jeder ist in irgendeinem Verein aktiv. Das kleine maritime Museum im Alten Leuchtturm (links) hat das ganze Jahr über geöffnet.

historisch seit Jahrhunderten zum Jeverland und damit zu Oldenburg, also zum Landkreis Friesland.

Schäden in Millionenhöhe

Der Natur ist das egal. Sie hat noch mit den Folgen von „Xaver“ zu kämpfen. Auf neun Kilometern Länge hat sich das Orkantief in die Dünenkette gefressen und sie in eine Steilküste mit gefährlichen Abbruchkanten verwandelt. Allein für das Auffüllen der Sandflächen am Hauptstrand musste die Gemeinde über 500.000 Euro berappen. Jetzt geht es weiter mit den Arbeiten ab Hundstrand ostwärts. Außerdem laufen die Maßnahmen zur Deichverstärkung auf Hochtouren, denn: Die nächste Sturmflut kommt bestimmt.

Über Holztreppen und Stege erklimmen wir die Dünenwelt, erfahren Wissenswertes über die Dünenbildung und ihre „Baumeister“, den Strandhafer. Kopfer weist noch auf eine andere Pflanze hin, die Asiatische Kartoffelrose. Sie sei im Weltkrieg eingeführt worden, weil sie sich so schnell verbreite und die zahlreichen Bunker tarnen sollte. „Jetzt kommen wir nicht mehr gegen die Pflanzen an, sie wuchern auf der ganzen Insel.“ Auch zahlreiche Bombenkrater in der Heidelandschaft und den Salzwiesen erinnern an die Schrecken des Krieges. Immerhin erfüllen die kreisrunden Tümpel nun wenigstens einen Sinn: Hier haben sich Biotop für Pflanzen, Insekten und Amphibienarten gebildet, die auf Süßwasser angewiesen sind – zum Beispiel die seltene Kreuzkröte.

Strandkorbdoctor und Schweineboßler

Inzwischen regnet es in Strömen. Schlecht für Brillenträger ohne Scheibenwischer, man sieht fast gar nichts mehr. Tropfnass rette ich mich in Kunis Strandkorbwerkstatt. Kuni Kummer ist ein echtes Insel-Original, mit vielen Lachfältchen um die Augen und einem grauen Seemannsbart. Als einer der wenigen Insulaner ist er sogar auf Wangerooge zur Welt gekommen, „zu Haus auf einem Sofa mit Hilfe von Schwester Anselma“. Hebammen gibt es hier schon lange nicht mehr und auch kein Krankenhaus. Aber einen „Strandkorbdoctor“, wie Kummer scherzhaft genannt wird, den gibt es hier. Ab Herbst sorgen er und zwei Mitarbeiter dafür, dass die 1300 Strandkörbe der Kurverwaltung wieder „up Stee“, also in Ordnung, gebracht werden. Etwa 800 Körbe müssen sie jedes Jahr reparieren – gelöste Bezüge, mit Filzmarkern verschmierte Sitzflächen, ausgerissene Tischchen, vermodertes Holz. „Bis ich damit



Trotz aller Schutzmaßnahmen fordern schwere Orkane im Herbst und Winter immer wieder ihren Tribut. Unten: Seehundvater Petri (links) und sein Helfer fahren jeden Tag die Strände ab, um nach verletzten Seehunden oder verlassenen Heulern Ausschau zu halten. Auch Spaziergänger melden bei ihm Tiere in Not.



durch bin, ist schon wieder Saison“, seufzt Kuni und wechselt eine Schraube aus. Im Herzen ist er Künstler, auch Lebenskünstler. Er malt Ölbilder in kraftvollen Farben oder fertigt aus Sanddornholz und Strandgut fantastische Figuren. Die meisten seiner Kunstwerke sind schon verkauft. Zu Liebhaberpreisen, was bei Kuni „fast geschenkt“ bedeutet. Gutes kommt zurück, ist seine Überzeugung. Oder: „Es gibt nur ein Gesetz im Kosmos. Und das ist die Reflexion.“

Kunis fünfte Leidenschaft – nach Ehefrau Birgit, Hündin Stella, der Kunst und dem Handwerk – ist der friesische Nationalsport, das Boßeln. Am Wochenende sind Vereinsmeisterschaften angesagt. „Schweineboßeln und Geflügelknobeln“ wirbt ein Plakat für das große Ereignis. Auf einem schmalen Asphaltweg haben die Mitglieder eine Boßelbahn eingerichtet. Die weißen Strichmarken gehen von 0 bis 180 Meter. Jeder Wurf mit der Friesenkugel kostet zwei Euro. So kommt das Geld für die Siegesprämie zusammen: Ein deftiger Schweinebraten. Kunis bester Wurf liegt heute bei 145 Metern. „War schon mal besser, als ich noch dreißig war“, grummelt der 62-Jährige. Die Kugeln driften auf der schrägen Bahn immer wieder in die Seitenböschung ab. Was soll's. An der Basisstation, einer ausgeräumten Garage, warten Grill, Bier und gute Laune. Hinter der Kasse steht Angelika Dettmar. Sie ist die Vorsitzende des schon seit 1958 bestehenden Vereins. „Die wahrscheinlich einzige Boßel-Präsidentin in Friesland“, wird mit Stolz bemerkt.

Überall bekannte Gesichter

Ich will noch mehr von der Insel sehen. Leihfahrräder gibt es hier an jeder Ecke. Gleich in Bahnhofsnähe hat Frank Eden seinen Laden. Hier gibt es alles, vom Trekkingbike bis zum Hollandrad mit Hundekorb. Wir kommen ins Gespräch. Was denn sonst noch so los sei auf der Insel? Eden schwärmt vom Shanty-Chor. Gerade sei er eingetreten. „Ich bin zwar nicht besonders musikalisch“, gibt er schmuzelnd zu, „aber in der Gruppe fällt das nicht so auf.“ Morgen hätten die Jungs ihren Übungstag im Westen der Insel. Und zum Abschluss würden sie noch kurz im Landschulheim, dem Haus am Meer, auftreten.

Natürlich bin ich dabei. Unter den Sängerknaben sehe ich schon bekannte Gesichter. Man trifft sich eben immer wieder auf dem kleinen Eiland. Und auch ich habe meinen Spitznamen weg: Karla Kolumna, die rasende Reporterin. Hans-Friedrich Stenzel ist vom selben Fach. Zusammen mit seiner Frau Christiane bringt der Redakteur und Drucker den monatlich erscheinenden „Inselboten“ heraus. Er ist der wohl am besten informierte Mann auf Wangerooge. Und der mit der kräftigsten Stimme. Toll, was „de Wangeroogers“ mit tiefen Männerstimmen und Schifferklavier auf die Bühne bringen.

Von Seehunden und Seezeichen

Ein neuer Tag. Der Wind hat gedreht. Wellenberge rauschen heran. Wie übermütige Seehunde toben sie übereinander und schlagen mit sprühendem Zischen auf. Seehunde, ein gutes Stichwort. Ich bin mit Friedrich-Wilhelm Petrus verabredet. Er

ist der offizielle Seehundbeauftragte der Insel und, wie er selbst sagt, „zuständig für jeden toten und lebenden Meeressäuger“. Regelmäßig fährt er mit seinen Helfern die Strände ab. Jeder Fund wird registriert und vermessen. Die Daten schickt er für das Monitoring an die Seehundaufzuchtstation nach Norden/Norddeich. Dort kommen auch die kranken Seehunde hin. „Die haben meistens Lungenwürmer“, so Petrus, „das sieht man oft schon von Weitem, wenn sie so buckelig im Sand liegen.“ Sein Handy steht kaum still. Fast täglich melden Spaziergänger ein Tier in Not. „Bei Heulern mache ich mich sofort auf die Socken, denn die dehydrieren schnell und mischen mit ihrem Geheule den ganzen Strand auf.“ Leider kann Petrus nicht immer helfen. Allein im letzten Jahr musste er 30 Totfunde melden. Die werden auf dem Wangerooger „Seehundfriedhof“ begraben. Wo das ist? „Verrate ich nicht“, sagt er. Es gäbe immer wieder Leute, die gern einen Seehundschädel hätten, „und wenn die erst mal anfangen zu buddeln ...!“

Bevor ich die Insel wieder verlasse, werfe ich noch einen Blick in den Alten Leuchtturm. Bis 1969 diente er noch als Wegweiser für die Schifffahrt. Heute ist er Aussichtsturm, Museum und – neben dem Westturm – Wahrzeichen von Wangerooge. Auch im Winter, immer samstags und sonntags, ist er für Besucher geöffnet. Im Kassenraum, gleich hinter der Eingangstür, sitzt Klaus Rung. Der Rentner vertritt einen kranken Kollegen. Aber jetzt sei ohnehin gerade nicht viel los. 169 Stufen sind es bis zur Außengalerie. Die schmale Treppe rollt sich wie die Spirale in einem Schneckenhaus von Ebene zu Ebene. Oben angekommen, hat man einen tollen Blick über die ganze Insel, bei gutem Wetter sogar bis rüber nach Helgoland. Ein Pärchen ist eifrig am Fotografieren. Die beiden kommen aus Essen, nur übers Wochenende. „Die Insel hat im Winter noch mal ein ganz anderes Flair“, schwärmt die junge Frau. Wie viele andere auch nutzen sie die Nebensaison, um in aller Ruhe zu entspannen – „ein schönes Hotel, Sauna, lecker essen“. Eine Etage tiefer, in der ehemaligen Wachstube des Leuchtturmwärters, könnten sie sogar heiraten. „Das soll jetzt kein Versprechen sein“, lacht ihr Begleiter, „aber ja, warum nicht?“

Die Inselbahn wartet schon. „Kehr wieder“ steht oben am Bahnhofsgebäude. Jederzeit auch gern, wenn die Insulaner fast unter sich sind. Und übrigens: Mein Auto in Harlesiel musste doch nicht abgeschleppt werden. Diesmal hat der „Blanke Hans“ es noch verschont ...



Die Orgel präsentiert sich bei näherem Augenschein als ein faszinierendes, Respekt einflößendes Musikinstrument. Foto: Günter Alvensleben

Kraftvoller Klang wie am ersten Tag

Christian-Vater-Orgel
in Wiefelstede:
Restaurierung geglückt

VON GÜNTER ALVENSLEBEN

Das Oldenburger Land ist reich an einzigartigen, historisch wertvollen sakralen Bauwerken, die nicht nur mit einem architektonisch regionalbezogenen Baustil ein oft imposantes Erscheinungsbild abgeben, sondern auch mit einer reichen, wertvollen Inneneinrichtung ausgestattet sind. Denn nicht selten haben hier berühmte Bildhauer und Orgelbauer wie Ludwig Münster-



*Die St.-Johannes-Kirche in Wiefelstede, geweiht 1157, ist eines der ältesten Gotteshäuser im Oldenburger Land.
Foto: Günter Alvensleben*

mann, Arp Schnitger und Christian Vater ihre Meisterwerke vollendet. Dazu gehört zweifelndfrei vor allem auch die Orgel in der im Jahre 1057 von Erzbischof Adalbert von Bremen geweihten St.-Johannes-Kirche in Wiefelstede, eines der ältesten Gotteshäuser im Oldenburger Land und

das älteste im Ammerland. Seit 1731 besitzt die Wiefelsteder Kirche eine der bedeutendsten Barockorgeln der Welt, erbaut vom seinerzeit bereits berühmten hannoverschen Orgelbauer und Hoforganisten Christian Vater, einem Schüler von Arp Schnitger.

Als Christian Vater 1729 mit dem Bau der zweimanualigen Orgel mit Pedal in der St.-Johannes-Kirche in Wiefelstede begann, hatte er im Kurfürstentum Hannover, im Hochstift Osnabrück und im Land Oldenburg bereits über 30 Orgeln teils selbst gebaut, teils fachmännisch restauriert. Gut erhaltene Christian-Vater-Orgeln sind bis heute nicht nur in Wiefelstede, sondern beispielsweise auch in Bockhorn, Gifhorn und Melle anzutreffen, wobei sich Baustil und Klangfülle teilweise an Vorgaben von Arp Schnitger orientieren. Der Bau der Orgel in Wiefelstede wurde ermöglicht durch eine 1727, zwei



Äußerst sorgfältig werden die Bleche für die Orgelpfeifen nach einem ursprünglich von Christian Vater angewendeten Fertigungsprozess – eine besondere Zinn- und Bleilegierung – auf einem Sandbett gegossen (links). Foto: Henk van Eeken

In der Orgelwerkstatt in Herwijnen: Hier wird die Reparatur einer Orgelpfeife vorbereitet (Mitte). Foto: Betriebsfoto

Ein Blick „hinter die Kulissen“: „Orgelmaker“ Henk van Eeken beim Wiederausbau der Christian-Vater-Orgel; beeindruckend die Vielfalt der Orgelpfeifen (rechts). Foto: Günter Alvensleben

Wochen vor seinem Tode, verfügte Schenkung des Majors Wolf von Böselager zu Lehe. Wunschgemäß erhielt er ein standesgemäßes Begräbnis in der St.-Johannes-Kirche. Unter anderem erinnert sein Wappen an der südlichen Kirchenwand an seine segensreiche Tat. Allerdings musste die Orgel nach ihrer Einweihung im Jahre 1731 wegen der Landstrauer um den verstorbenen dänischen König ein Jahr schweigen, denn das Land Oldenburg war zu dieser Zeit mit dem Königreich Dänemark liiert.

Die Orgel aus der Werkstatt von Christian Vater, seit 2006 ein „Landeskulturdenkmal“, ist noch zu zwei Drittel im Original von 1731 erhalten und besitzt unter anderem noch acht Originalregister und die Originalorgelbank. Auch die marmorierte Fassung der Bemalung stellt höchstwahrscheinlich die Erstbemalung dar und stammt wohl aus den 1760er-Jahren. Im Jahre 1909 wurde die Orgel gemäß den sich wandelnden religiösen Ansprüchen und Klangvorstellungen teilweise umgebaut. Von den insgesamt 972 Pfeifen hat man circa 600 ausgetauscht. Weitere Umbau- beziehungsweise Restaurierungsarbeiten erfolgten in den Jahren 1935 und 1982, die jedoch nach Ansicht von Fachleuten dem Anspruch einer Original-

Christian-Vater-Orgel nicht genügten. So fassten im Jahre 2007 nach gründlichen Überlegungen die verantwortlichen Kirchengremien, unterstützt vom Vareler Organisten und Orgelsachverständigen Thomas Meyer-Bauer und vom Vorsitzenden des Orgelfördervereins Dr. Giselher Bechmann, den Entschluss, die wertvolle Orgel in ihrer Gesamtheit völlig restaurieren zu lassen. Das bedeutete unter anderem, dass die 1909 ausgetauschten Orgelpfeifen neu hergestellt und die ebenfalls 1909 ausgebauten Register ersetzt werden mussten sowie die Manualklavatur, die Pedaltraktur und die Windbälge einer Erneuerung beziehungsweise Veränderung bedurften.

Den Auftrag erhielt im Rahmen einer Ausschreibung der holländische Orgelbaubetrieb van Eeken in Herwijnen (Provinz Gelderland), der sich mit seiner überragenden sachkundigen Qualitätsarbeit, insbesondere im Fachsegment Barockorgeln,

international einen ausgezeichneten Ruf erworben hat. Der Kontakt mit dem exzellenten, leidenschaftlichen „Orgelmaker“ Henk van Eeken erwies sich vom ersten Moment an als Glücksfall. Seit 1982 baut er klanggewaltige Orgeln und wartet wertvolle historische Orgeln, die wiederum von berühmten Orgelbauern aus früherer Zeit stammen. In etlichen historisch interessanten Kirchen in Holland hat er für den brillanten Klang der Orgeln gesorgt; seine Arbeit, sein Rat ist weit über die Grenzen seines Heimatlandes gefragt; selbst in Tokio. So wurde auch die Wiefelsteder Christian-Vater-Orgel in gute Hände gelegt, denn Henk van Eeken versteht es, sich nicht nur bei Neubauten in die Seele einer Orgel hineinzusetzen und mit ihr buchstäblich ein Zwiegespräch zu führen, sondern vor allem bei Restaurierungen die einem genialen Geist entstammenden Bauverfahren seiner berühmten „Kollegen“ aus vergangenen Jahrhunderten nachzuempfinden. Er arbeitet europaweit mit führenden wissenschaftlichen und kulturellen Instituten zusammen und ist an Forschungsprojekten beteiligt. Van Eeken beschäftigt in seiner Werkstatt sieben Spezialisten.



Der Innenraum der St.-Johannes-Kirche: Der geschnitzte Passionsflügelaltar entstand in den 20er-Jahren des 16. Jahrhunderts; die Kanzel wurde 1644 angefertigt. Das Gestühl stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Foto: Günter Alvensleben

Mit der Restaurierung der Christian-Vater-Orgel in der St.-Johannes-Kirche ist ihm ein Meisterstück gelungen, denn „vor Ort“ war keine „Operation“ möglich. Stattdessen wurde die Orgel Anfang Juli 2011 in Tausende Einzelteile zerlegt und – hochversichert – auf einem Lkw, gesponsert von einer Expedition, in die Werkstatt nach Herwijnen transportiert. Hier stand man vor der Aufgabe, die klangvolle Vielfalt und die prägnante künstlerische Ausdruckskraft der Christian-Vater-Orgel in seiner Urform wiederherzustellen. Dabei wurde der ursprüngliche Herstellungsprozess so genau wie möglich nachvollzogen. Das Metall für die Orgelpfeifen – insgesamt mussten 577 Pfeifen verschiedenster Größe neu konstruiert werden – wurde unter Berücksichtigung einer besonderen Metalllegierung (mit Spurenelementen von englischem Zinn und Blei), die den von Christian Vater ursprünglich angewendeten Zusammensetzungen und Fertigungsmethoden entsprechen musste, um den Originalklang wiederzugewinnen, sorgfältig auf einem Sandbett gegossen. Die ständige Kontrolle der Messwerte von Ultraschallmessungen spielte stets eine wichtige Rolle. Bei allen Holz- und Lederverleimungen wurde mit von Tierhäuten gewonnenem chemiefreiem Hautleim gearbeitet. Einfühlsame und mühevoll Handarbeit war jederzeit gefragt. Welche hochgradige fachmännische Arbeit erforderlich war, verdeutlichen einige Maße: Die größte Orgelpfeife mit dem tiefsten Ton hat eine Länge von 4,22 Meter und wiegt 36 Kilogramm, die Wandstärke beträgt 2,9 Millimeter. Auf 200 Millimeter Länge, 25 Gramm Gewicht und auf eine Wandstärke von 0,5 Millimeter kommt die kleinste Orgelpfeife mit dem höchsten Ton.

Im Dezember 2013 – nach fast zweieinhalb Jahren – kehrte die Orgel Stück für Stück nach Wiefelstede zurück und erklang nach arbeitsaufwendigem Zusammenbau und ständigen Klangproben am 8. Juni 2014, im Festgottesdienst zum ersten Pfingsttag, wieder in jugendlicher Originalfrische – unverkennbar die wunderbare Christian-Vater-Orgel. Einen Tag später gab der international anerkannte Barockorgelspezialist und Gründer der Norddeutschen Orgelakademie, Professor Dr. Harald Vogel, das erste große Konzert. Aber es war noch viel zu tun, und Henk van Eeken hielt sich bis zur endgültigen, Anfang Oktober erfolgten kompletten Übergabe der jetzt bis zum letzten Ton klanglich intakten Orgel mit einem Mitarbeiter immer wieder in Wiefelstede auf.

Für Pastor Dr. Tim Unger ist das Meisterwerk grandios gelungen. Es entspricht allen Erwartungen, und somit sind die Kosten in Höhe von gut 600.000 Euro, die von verschiedenen Geldgebern, Sponsoren und Stiftungen sowie aus kirchlichen Mitteln und Förderprogrammen zusammenkamen, auf jeden Fall gerechtfertigt. Jetzt hat ein Kronjuwel, die wertvolle Christian-Vater-Orgel, auf der sich kraftvoll große epochale Werke bedeutender Komponisten spielen lassen, wieder ihren festen Platz in der St.-Johannes-Kirche in Wiefelstede und wird die Kirchenbesucher vor allem in dieser Advents- und Weihnachtszeit erfreuen und faszinieren. Beeindruckt und begeistert vom Klang der Orgel zeigte sich unter anderem auch Professor Wolfgang Baumgratz, Domorganist des St.-Petri-Dom Bremen. Das Oldenburger Land kann sich über ein gerettetes wertvolles sakrales Kulturgut freuen.



Foto: BMO

Heinrich Timmerevers – Wort zur Weihnacht 2014

Ein Dach über dem Kopf. Eine feste Behausung. Heimat. Ein Schutzraum, der unser Leben wohl behütet: Wer wünscht sich das nicht? Gerade in trüben und kalten Dezembertagen vermittelt ein sicheres Obdach das Gefühl von Geborgenheit, Gemeinschaft und Wärme.

Unsaybar viele haben in unserer Welt solch einen Schutz und Schirm, ein solches Obdach verloren. Weltweit sind derzeit mehr als 50 Millionen Menschen auf der Flucht. Sie haben alles verloren, was ihnen Heimat gab. Darunter Menschen, die sie geliebt haben und von denen sie geliebt wurden.

Afghanistan, Somalia, Syrien, Irak, Lampedusa – die Liste der zum Symbol gewordenen Namen und Orte für Flüchtlingsdramen ließe sich fortsetzen.

Schauen wir nach Deutschland, nimmt auch dort die Zahl der Menschen zu, die ohne Obdach sind. Circa 300.000 Wohnungslose nennt nüchtern die Statistik. Dahinter verbergen sich Einzelschicksale, die durch Schulden, Scheidung, Krankheit oder Arbeitslosigkeit etc. ihr Obdach verloren haben. Sie leben mitten unter uns, oftmals unbeachtet und nicht selten sogar missachtet.

Doch auch ein behagliches Zuhause kann nicht immer verhindern, innerlich obdachlos zu werden. Wie viele sind vereinsamt, verkraften nicht den Trennungsschmerz oder

die Trauer um einen geliebten Menschen? Wie viele sind dem Druck von Leistung und der Angst vor Versagen schutzlos ausgesetzt? Wie viele erliegen den oft gnadenlosen Mechanismen unserer Gesellschaft? Wie viele sind an den Rand gedrängt, gar vergessen? Groß ist die seelische Obdachlosigkeit unserer Zeit!

Und schauen wir nicht nur auf andere, sondern auch auf uns selbst, wo wir uns in der Seele ohne Obdach erfahren. Ängste, Zwänge und Sorgen bis hin zu krankhaften Verläufen plagten und quälten die Menschen.

Obdachlosigkeit welcher Art auch immer wird an Weihnachten besonders schmerzlich empfunden. Wenn die „Stille Nacht“ die Einsamkeit und Verzweiflung besonders spüren lässt, wenn am offiziellen „Fest der Liebe“ die übers Jahr angestauten und ungelösten Familienprobleme mit aller Wucht durchbrechen, wenn die offenen Wunden der Flucht und Heimatlosigkeit noch stärker brennen als sonst. Nicht ohne Grund flüchten immer mehr Menschen auch vor Weihnachten. Weit weg, in den warmen Süden oder in die Berge zum Skifahren. Weil sie den Konsumstress oder die medial vermittelte Familienidylle leid sind. Weil vielen von ihnen die Botschaft von Weihnachten fremd ist und sie darin bisher keine Orientierung gefunden haben.

Dabei ist Gott doch aus Liebe Mensch geworden, um gerade denen solidarisch zur Seite zu stehen, die unter Obdachlosigkeit welcher Art auch immer zu leiden haben. Ja, er ist in Jesu Geburt selbst ein Obdachloser geworden und hat von dort an durch alles Dunkel hindurch mit

uns Menschen das Schicksal von Heimat- und Obdachlosigkeit geteilt, aus Liebe. Und er wirkt bis auf den heutigen Tag. Durch die Lebenszeugnisse vieler Christen.

Ist Gottes Wirken nicht spürbar darin, dass viele Christen und Gemeinden sich um Flüchtlinge mühen, sie willkommen heißen und ihnen liebevoll mit Rat und Tat zur Seite stehen?

Ist Gottes Wirken nicht spürbar in den zahlreichen kirchlich-caritativen Einrichtungen, in denen sich engagierte Christen um Kranke, Alte und Sterbende kümmern, sie unterstützen und sie begleiten?

Ist Gottes Wirken nicht spürbar, wenn Woche für Woche, Tag für Tag Menschen zusammenkommen, um Gott zu loben und zu danken und für Menschen zu beten?

Nicht zu vergessen Tausende von ehrenamtlich tätigen Christen, die in ihren vielfältigen Diensten Gottes Nähe zu den Menschen leibhaftig erfahrbar machen! Etwa, wenn sie für das Leben einstehen, wo es bedroht ist und der Versöhnung bedarf.

Solch beglückende Erfahrungen, die uns heute geschenkt sind, werden für uns zu Zeichen, dass Gott unter uns wirkt, dass wir in seiner Obhut ein sicheres Obdach haben. Und darum ist Weihnachten so wichtig für uns. Da erfahren wir dieses Obdach, diese innere Heimat in Gott, in Jesus Christus, seinem eingeborenen Sohn, unseren Bruder.

Frohe Weihnachten!

HEINRICH TIMMEREVERS
Weihbischof und Offizial des
Bischöflichen Münsterschen
Offizialats Vechta

Euch! Heute!

Das kostbare Erbe des Erzählten

Irgendwo im Nahen Osten, sagen wir Antiochia in Syrien. Ein Schreiber sortiert Notizen. Der Papyrus knistert, die Feder kratzt griechische Buchstaben. Was Lukas da festhält, das ist intensiv erlebt, erinnert, erzählt. Lukas dokumentiert, was er nicht selbst gesehen, aber doch von Zeitzeugen erkunden konnte (Lk 1,3). Er stellt zusammen und komponiert aus den Szenen und Gesprächen ein Ganzes.

Ich stelle mir die Quellenlage ähnlich vor wie das, was mir meine Eltern aus ihren Tagen weitergeben: keine buchstabengetreuen Mitschnitte, und doch prägende Überlieferung! Eher etwas von dem Stoff, der Geisteshaltung bilden und Gewissen formen kann. Wir alle haben ihn mit auf den Weg bekommen, diesen Mix aus Erlebtem und Erzähltem. Dieses kostbare Erbe prägt jede und jeden von uns wie ein Stück Heimat – es trägt uns hinein in die Zukunft. Und das Weihnachtsevangelium gehört fest mit dazu.

Lukas schreibt von Anfang an (Lk 1,3) Zeitgeschichte und will die Sache genau nehmen. Und doch ist er ein Historiker eigener Art. Er notiert kein lineares Nacheinander mit Zahlen, sondern ein Ineinander der Zeiten. Indem Lukas schreibt, spricht er. Ihm ist das Festhalten zugleich ein Weitergeben, dem das Er-Zählen nicht zum Aufzählen von Daten wird, der vielmehr eine Tür öffnet, einlädt und Anteil gibt.

Im Zenit der Zeiten

Lukas, der Schreiber mit Zeitgefühl, führt uns zudem im Lesen und Hören nah und immer näher an das heran, was er als die gute Nachricht zum Christfest vermitteln will. Er beginnt mit dem Kaiser und kommt zum Jedermann. Aus aller Welt geht ein jeder in seine Stadt. Vom staatlichen Gebot reicht es bis zum persönlichen Aufbruch: Da machte sich auf auch Josef mit Maria (Lk 2,1-4). Und dann sind wir so nah dran, dass wir zu hautnahen Zeitzeugen werden: Als sie dort waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte (2,6).

Eine schlichte Geburtsanzeige. Was da aber in Wahrheit geschehen ist, hätten wir noch nicht

registriert, wenn es bloß Historie bliebe. Jetzt, mitten hinein, setzt Lukas sein Signal, das alle Zeit stillstehen lässt, das den Timetable toppt, das jeden trüben Trott unserer Tage aufbricht. Es ist das Signal: Heute! Today is the day ...! Euch ist heute der Heiland geboren (Lk 2,11)! Heute, mitten in Eurer Geschichte, kommt der Helfer als Mensch zur Welt. Ganz bewusst bricht der sorgfältige Erzähler Lukas seinen Bericht auf und beteiligt nun seinen Leserkreis und die heute lebende Gemeinde an seiner Kernbotschaft.

Dass aus dem Damals ein Heute wird, dafür wird Lukas in seinem Erzählen noch oft die Tür öffnen: Zum Heute der Menschwerdung Gottes kommt das der Begegnung mit Gottes Wort: Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt (Lk 4,21). Zum Staunen der Menschen – wir haben heute seltsame Dinge gesehen (5,26) – kommt die Freude über eine heilsame Begegnung: Zachäus – ich muss heute in deinem Haus einkehren ... Heute ist diesem Hause Heil widerfahren (19,5,9).

Auch Gefahr und Scheitern gehören dazu, wenn das Heute in den Blick kommt und ausgerechnet der eifrige Kirchenmann Petrus zu hören bekommt: Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe du dreimal gelegnet hast, dass du mich kennst (22,34.61). Doch selbst ein Übeltäter wird am Ende zum Teilhaber an der Verheißung. Denn am Kreuz spricht Jesus ihm zu: Heute wirst du mit mir im Paradies sein (23,43).

Anrede und Zuspruch

Gottes Wort durchbricht mit diesem Heute alle Zeitfolge und allen Zeit-



Foto: Oberkirchenrat Oldenburg

geist. So wird die Geburt Jesu Christi zum zeitlosen, besser zum Zeit umgreifenden Ereignis: Euch ist heute geboren! (Lk 2,11) Lukas spitzt dieses Heute noch zu, indem er erstmals in seinem Evangelium das ebenso kleine wie bedeutsame Wort Euch verwendet. Indem damals da draußen Gottes Boten die Hirten anreden, wendet sich Gottes Zuspruch uns Menschen zu: Euch große Freude! Ihr werdet finden (Lk 2,10.12)!

Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Zeit um Advent und Weihnachten, in der Sie in diesem Jahr diese beiden wichtigen Worte bitte nicht überhören: Euch heute! Dann sind Sie schon einen Schritt näher an dem, was der Chor der himmlischen Heerscharen diesen höchst irdischen Hirten als Konsequenz des Ganzen zuruft: Ehre sei Gott und Frieden auf Erden bei den Menschen (Lk 2,14).

Jan Janssen

JAN JANSSEN
Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

„Oldenburger Palme“ entsteht derzeit im Labor

VON KATRIN ZEMPEL-BLEY (TEXT UND FOTOS)

Rund 50 Kohlsorten hat Christoph Hahn im Botanischen Garten in Oldenburg am Küpkersweg gepflanzt. Allerdings nicht, um sie zu verzehren, sondern um sie zu erforschen. Der 26-Jährige ist Biologe, hat seine Bachelor- und Masterarbeit bereits der Grünkohlpflanze gewidmet und will im Rahmen seiner Doktorarbeit maßgeblich zur Züchtung der Sorte „*Brassica oleracea* cv. Oldenburgia“ oder, einfacher ausgedrückt, „Oldenburger Palme“ beitragen.

Mit Grünkohl ist er groß geworden. Dass er aber eines Tages die Pflanze erforschen wird, ahnte er nicht. „Meine wissenschaftliche Begegnung mit Grünkohl war eher zufällig“, erzählt er. Doch dann hat die äußerst gesunde Pflanze ihn derart fasziniert, dass sie zu seinem Forschungsmittelpunkt geworden ist. „Grünkohl beugt Krebs- und Herzerkrankungen und Makuladegeneration vor“, sagt er. „In welcher Konzentration wertvolle Inhaltsstoffe in den Pflanzen enthalten sind, das erforsche ich.“

Fast 50 alte und neue Sorten mit so fantasievollen Namen wie Buss Bunde, Palmizzio, Ditzum oder Redbor hat der Biologe zeitgleich gepflanzt, gehegt und geerntet. Die Blätter wurden getrocknet und maschinell bearbeitet, sodass am Ende feines Pulver in vielen verschiedenen Grüntönen entsteht. Je zwei Gramm füllt er in kleine Gläser ab, gibt acht Milliliter Alkohol hinzu, lässt sie zwischen 24 und 48 Stunden im Eisfach stehen, damit sich die Inhaltsstoffe aus dem Pulver lösen und er sie mit Hilfe eines Massenspektrometers untersuchen kann. „Ich will unter anderem herausfinden, in welcher Sorte die meisten Senfölglykoside enthalten sind. Sie sind es, die auf Krebszellen wirken“, klärt er auf. Grünkohl enthält zudem viel Vitamin C und Lutein, das Makuladegeneration vorbeugt.

Diese umfangreichen Untersuchungen stellen die Grundlage für die neue Züchtung „Oldenburger Palme“ dar. „Wir wollen also eine Kreuzung mit möglichst vielen positiven Eigenschaften“, sagt Christoph Hahn. Doch um das Optimum herauszuholen, muss er seine Kohlpflanzen während eines ganzen Zyklus immer wieder untersuchen. Denn wann die positiven Inhaltsstoffe am intensivsten in der Pflanze auftreten, ist unbekannt. „Es könnte sein, dass das geschieht, wenn sie von Schädlingen befallen werden. Es könnte aber auch in einer bestimmten Wachstumsphase passieren“, macht der Biologe die Komplexität seiner Forschung deutlich, die von Prof. Dr. Dirk Albach, Direktor des Botanischen Gartens Oldenburg

und Leiter der Arbeitsgruppe Biodiversität und Evolution der Pflanzen, unterstützt wird.

Und dann ist da noch der Haken mit den Bitterstoffen. Die befinden sich in den Senfölglykosiden, die wiederum so wichtig für unsere Gesundheit sind. Doch wer isst am Ende die „Oldenburger Palme“, wenn sie zwar gesund ist, aber bitter schmeckt? Ein weiterer Aspekt ist ein möglicher Schädlingsbefall, der die Pflanze zerstört. So weiß Christoph Hahn bereits, dass die Sorte „Palmizzio“ bei Raupen besonders beliebt ist. Sie stürzen sich geradezu auf die italienische Sorte. Die neue Züchtung muss zudem robust sein und unser Klima mögen.

Drei Jahre wird der 26-Jährige die Grünkohlpflanzen untersuchen und am Ende wissen, welche Pflanzen für die neue Sorte „Oldenburger Palme“ ideal wären. Danach müsste die Züchtung erfolgen. So können sich die Grünkohlfreunde in fünf bis zehn Jahren auf die neue Sorte freuen. Allerdings entfaltet sie nur ihre vorbeugende Wirkung, wenn der Kohl nicht stundenlang kocht, sondern wie jedes andere Gemüse kurz und schonend zubereitet wird, damit die Inhaltsstoffe nicht verloren gehen.

Interessant dürfte die Erforschung der Grünkohlpflanzen auch für die Pharmaindustrie sein, die ständig auf der Suche nach geeigneten Pflanzen ist, die in der Lage sind, schwere Krankheiten zu bekämpfen. Grünkohl könnte vielleicht bald dazu gehören und somit nicht nur in unseren Töpfen landen. Unterstützt wird die Forschung von Christoph Hahn und Dirk Albach von der Oldenburg Tourismus GmbH (OTM). In der Oldenburger Tourist-Information gibt es den Kohltourhauptstadt-Kochlöffel aus Buchenholz zu kaufen. Der Erlös kommt dem Forschungsprojekt zugute. Es ist den Grünkohlfans, die sich bereits heute auf „*Brassica oleracea* cv. Oldenburgia“ freuen, zudem unbenommen, die Forschung durch Spenden zu unterstützen.





Links: „Redbor“, eine hochwachsende Grünkohlsorte, präsentiert sich geradezu majestätisch.

Von oben nach unten: Christoph Hahn füllt die verschiedenen Grünkohlpulver in kleine Gläser, um später deren Inhaltsstoffe zu analysieren.

In diesen Gläsern lösen sich die Inhaltsstoffe aus dem Grünkohlpulver, die Christoph Hahn mit Hilfe eines Massenspektrometers analysiert.

„Palmizzio“ heißt diese Kohlsorte aus der Toskana, über die sich Schädlinge bevorzugt hermachen.

Landschaft als Schauspiel

Puck Steinbrecher
ist ein Meister
der Atmosphäre

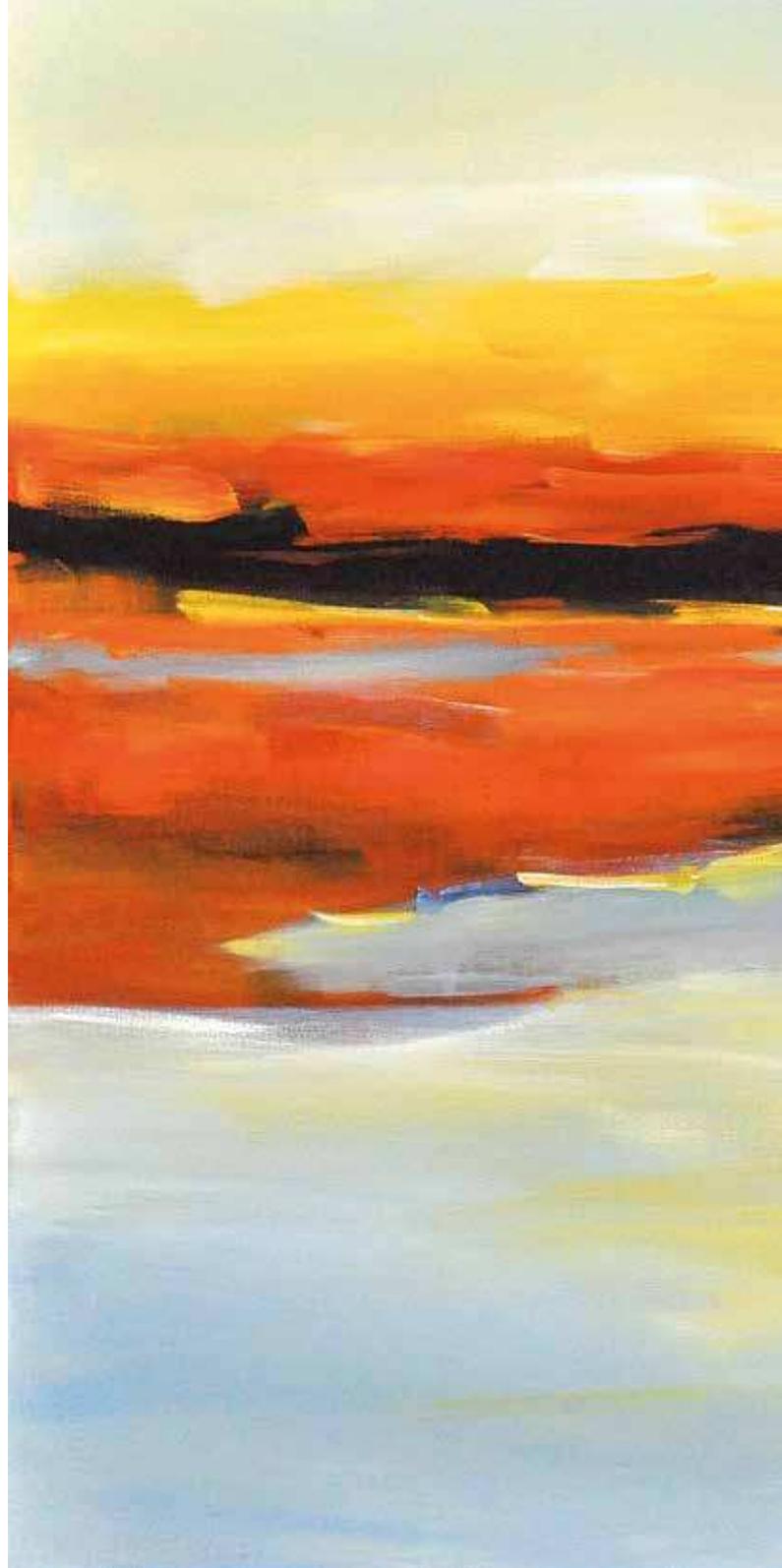
VON KARIN PETERS (TEXT UND FOTOS)

Direkt am Zwischenahner Meer lebt und arbeitet der bekannte Landschaftsmaler Puck Steinbrecher. Er gehört, wie er selbst mit leicht ironischem Unterton bekennt, zu den wenigen modernen Künstlern, die sich noch trauen, Schönes zu malen: Den zeitlosen Augenblick am Meer, die erhabene Weite des Watts, Rapsfelder unter hohem Himmel – und sogar das unglaubliche Schauspiel eines feuerroten Sonnenuntergangs.

Authentische Natureindrücke

Musik erfüllt das Atelier. Es ist die 4. Sinfonie von Anton Bruckner. Feierlich, fast melodramatisch schwingen die Klänge durch den Raum. Puck Steinbrecher steht vor seiner Staffelei und nimmt den Pinsel zur Hand. Mit schnellen, breiten Strichen zieht er eine schwarze Linie quer über das weiße Blatt Karton. Zuerst immer der Horizont. Dann der Farbaufbau, linear zur Achse und in starken Kontrasten. Rot, Gelb, Weiß. Im Himmel-Wasser-Blau ein Hauch von Rosa. Noch ein spontaner Wisch in Weiß. Das Bild beginnt zu leuchten. Atmosphäre entsteht. Das Wesen von Moor.

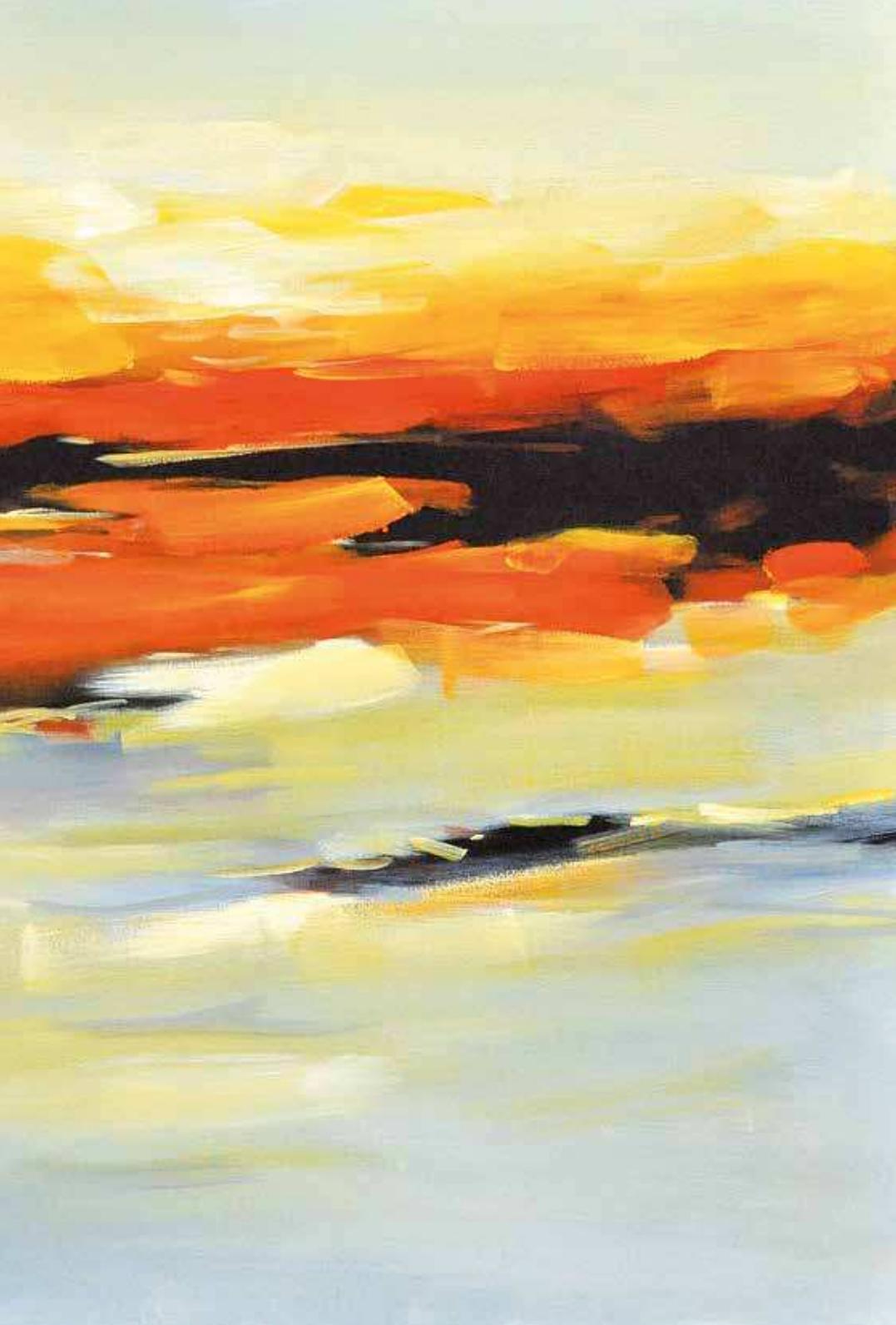
Steinbrechers Bilder sind mehr als nur abstrakte Landschaften. Mit wenigen Pinselstrichen und Farben gelingt es dem Künstler, authentische Natureindrücke „spürbar“ auf den Punkt zu bringen. Wer sein Moorbild betrachtet, versinkt geradezu im grandiosen Schlussakkord der untergehenden Sonne, erlebt die Faszination einer Zwischenwelt, in der die Grenzen zwischen Wasser und Land, Leben und Tod nur noch schemenhaft zu ahnen sind. So wie die Musik, mit der sich Steinbrecher auf seine Malerei einstimmt, sprechen seine Bilder eine Sprache, die weniger über den Kopf als vielmehr über das Empfinden zu verstehen ist. Man sieht nur mit dem Herzen gut,



könnte man dieses Phänomen mit den Worten des Schriftstellers Saint-Exupéry umschreiben.

Es geht um Gefühle

Schon der Ort, an dem solche Bilder entstehen, ist malerisch. Ein schmaler Fußweg führt am See entlang zum Yachthafen Eyhausen. Segelyachten schaukeln friedlich an ihren Liegeplätzen. Und in der ersten Reihe, direkt am Ufer, räkelt sich das „Haus mit den vielen Dächern“ und der kleinen Geschäftszeile im Erdgeschoss. Hier hat sich Puck Steinbrecher sein Atelier eingerichtet. Gleich neben der „Galerie Moderne“, die er vor fünfunddreißig Jahren von Rolf Kröger übernommen hat.



„Sonnenspiel“ heißt dieses Bild von Puck Steinbrecher, das den Betrachter unmittelbar in das Erleben hineinzieht (oben). Was an der Staffelei leicht und spontan wirkt, ist das Ergebnis präziser Planung. „Von der Landschaft ausgehend, komme ich zu immer abstrakteren Bildfindungen“, sagt der Künstler.

Eigentlich sei es die Musik gewesen, die ihn zum Malen gebracht habe, erzählt der Künstler und erinnert sich an seine „Hippie-Zeit“. Beim intensiven Hören von Progressive-Rock-Bands wie King Crimson oder der damals noch neuen, experimentellen Psychedelic Rockmusik habe er fasziniert festgestellt, welche Emotionen sie auszulösen im Stande ist. „Meine Güte, dachte ich, was die mit Musik machen, das möchte ich gern durch Malerei erreichen!“ Inzwischen ist diese Vision Wirklichkeit geworden. Steinbrechers Bilder sind nicht nur in ganz Deutschland gefragt. Auch in den Niederlanden, in der Schweiz und in Österreich ist er mit seinem unverkennbaren Stil regelmäßig in großen Galerien vertreten.

Raketenstart mit Spritzpistole

Lebensmittelpunkt ist und bleibt für ihn jedoch das Ammerland. Puck, wie Günter Steinbrecher seit seiner Schulzeit genannt wird, ist in Bad Zwischenahn geboren. Der Vater arbeitete bei der Ammerländer Viehverwertung, die Mutter als Krankenschwester. Künstlerblut in der Familie? Davon ist ihm nichts bekannt. Er hätte Lehrer werden können, hatte bereits das erste Staatsexamen in der Tasche. Kunst, Bio, Deutsch. Eine Beamtenkarriere. Aber sollte das wirklich sein Lebensziel sein? Ein Beruf als Musiker kam nicht in Frage – „das hat man mir mit der Blockflöte ausgetrieben.“ Also die Malerei. Gerade mal 25 Jahre alt, setzte er auf volles Risiko.

Schon mit den ersten Bildern traf er den Nerv der Zeit. Steinbrecher fing mit der Spritzpistole an. Seine Landschaftsbilder trugen Titel wie „Stille“ oder „Ständige Sehnsucht“. Gar nicht so anders, wie heute. In ihrer auf Schwarz, Weiß und Blau reduzierten Farbigkeit hatten sie eine geradezu mystische, ja psychedelische Wirkung. „Ein Raketenstart“, wundert sich Steinbrecher



Norddeutsche Landschaften, ihr Licht, ihre Farben und Spiegelungen stehen im Mittelpunkt von Steinbrechers Arbeiten. Hier das „Wattenmeer“, Acryl auf Leinwand.

immer noch, „plötzlich wollten das alle haben.“ Nebenbei jobbte er in Kneipen – und eben bei Rolf Kröger in der „Galerie Moderne“. Er lernte interessante Künstler kennen, konnte Plakate entwerfen, Ausstellungen aufbauen, organisieren. Seit 1979 fährt er zweigleisig. Als Maler. Und als Galerist. Wobei er – und das ist ihm wichtig – beide Bereiche streng voneinander trennt.

Vom Gegenständlichen zum Abstrakten

Puck Steinbrecher macht eine kurze Pause und schaut aus dem Fenster. Die wandhohen Glasflächen vor seinem Atelier spiegeln seinen Arbeitsplatz: Drinnen das Künstlerchaos, vollgepfropfte Regale, fertige Bilder, die an den Wänden lehnen, das

kreative Schlachtfeld an Pinseln, Farbtöpfen, Tuben und Lappen. Draußen die Hafenszene. Und direkt vor seinen Augen, nur durch einen roten Klinkerweg getrennt, der weite See mit seinen Wellen und Spiegelungen, der idyllischen Uferlandschaft und der kleinen Seerosenbucht unter den Bäumen. Unzählige Male schon hat er diesen Ausschnitt auf seinen Bildern festgehalten.

Steinbrecher ist kein Maler, der mit Palette und Staffelei auf dem Rücken durch die Lande streift. Seine Impressionen sammelt er – oft vom erhöhten Standpunkt einer Leiter aus – mit Auge und Kamera, um sie dann im Atelier malerisch zu interpretieren. „Eigentlich ist es immer dasselbe“, erklärt der Ammerländer seine Arbeitsweise, „ich suche mir eine Natur-



Der Blick aus dem Fenster seines Ateliers am Zwischenahner Meer bedeutet für den Maler eine unerschöpfliche Quelle der Inspiration. Trotz „Künstlerchaos“ auf dem Arbeitstisch strahlen seine Bilder eine Weite und erhabene Ruhe aus, die einfach glücklich macht.

erscheinung und nähere mich ihr zunächst gegenständlich. Das heißt, wo drei Bäume stehen, sieht man auch drei Bäume. Mit der Zeit werde ich immer abstrakter, man sieht nur noch, das könnten mal drei Bäume gewesen sein. Der Pinsel wird breiter, ich werde expressiver – und aus dem Gegenständlichen wird Atmosphäre.“

Bis er, wie auf dem Moorbild, zur kompletten Abstraktion gekommen ist, entstehen auf diese Weise durchschnittlich zwanzig bis dreißig einzelne Gemälde. Bei der hohen Produktivität des Malers fragt man sich natürlich: Wo bleibt er damit? „Ich bin ein gut verkaufter Künstler“, so die sachliche Antwort.

Er will noch expressiver arbeiten

Er geht zurück zur Staffelei. Ein kritischer Blick. „Alles stimmt, aber diese rosa Stelle da ...“ Er zögert. Passt der spontan gesetzte Farbakzent tatsächlich in die Moorlandschaft? Er wolle expressiver arbeiten, mutiger in den Farben, den Pinselstrich auch mal „stehen lassen“ können. Eine Zeit lang erschienen ihm seine Bilder zu brav. Jetzt habe er es geschafft, sehr viel freier und emotionaler zu malen.

Das Moor, das Watt, Wasser, Himmel, Küste und Uferspiegelungen, das sind seit jeher seine Themen. Nach wie vor versteht er sich als Landschaftsmaler. Doch geht es ihm weniger um die Abbildung geografischer Gegebenheiten, als vielmehr um die malerische Zusammenfassung von Erlebnissen, die er in der Natur gehabt hat. „So ein Sonnenuntergang über dem Wasser, da passiert ja alles mögliche“, begeistert er sich. „Da tauchen plötzlich ganz andere Farben auf, die grauen Wolken werden flammend rot, das Licht verändert sich, wird von Wasser und Land reflektiert, zaubert helle und dunkle Kontraste, verwandelt feste in fließende Formen ... das ist wie ein Film, der abläuft.“

Um diese sich ständig wechselnden Naturphänomene als Gesamtschauspiel zu erfassen und sich dabei nicht im Detail zu verlieren, braucht der Künstler neben dem breiten Pinselstrich die schnell trocknende Farbe Acryl. Er malt flott, aber nicht flüchtig. Auf Papier, das er für kleinere Formate verwendet, ist das kein Problem. Technisch schwieriger wird es auf Leinwand. „Die Farbe steht da anders drauf, sie braucht länger zum Trocknen“, erklärt er, „und wenn ich sehr expressiv arbeite, geht das manchmal sehr schnell, zu schnell für die Leinwand. Dann kommt es zu Farbvermischungen, die ich nicht haben will.“

Ganz lange drauf gucken

Puck Steinbrecher setzt sich auf einen Stuhl und betrachtet sein Bild aus der Entfernung. Zum Schluss bestehe seine Arbeit, wie er sagt, aus „ganz lange drauf gucken“. Das kann Stunden dauern. Beim Malen gerate er manchmal in eine rauschartige Phase, in der sich einzelne Elemente einfach aus der emotionalen Bewegung heraus ergeben. Jetzt gilt es zu überprüfen, ob das Bild noch mit seiner ursprünglichen Idee übereinstimmt. „Man sollte in der Lage sein, das, was man sich vorstellt, umsetzen zu können. Und nicht auf Zufälle angewiesen sein“, ist seine Überzeugung.

Für einen Moment gibt sich Steinbrecher ganz dem großen Finale der Bruckner-Sinfonie hin. Er scheint zufrieden. Bewegt, aber nicht unruhig habe ein Kritiker mal seine Werke genannt. So wie es in den Kompositionen von Bruckner ganz ruhige Bereiche gibt und dann wieder lebhaftere, nahezu dramatische Stellen, setzt Steinbrecher bei aller Harmonie immer wieder Akzente, die einen faszinierenden Spannungsbogen aufbauen. Und die trotz feuerroter Sonnenuntergänge auch nicht den leisesten Verdacht von seichter Postkartenromantik aufkommen lassen.



Von gackernden Hühnern und dem Blick hinter die Fassade

VON KATRIN ZEMPEL-BLEY

Sie schaffen im selben Atelier, aber ihre Kunst ist eine ganz andere. Heidi und Klaus Beilstein leben und arbeiten in Oldenburg und bereiten derzeit ihre nächsten Ausstellungen vor. Die 72-Jährige ist mit ihren Arbeiten vom 8. Januar bis zum 14. Februar in der Landesbibliothek Oldenburg zu sehen, der 76-Jährige stellt vom 8. März bis zum 10. Mai im Stadtmuseum aus.

Tiere sind Heidi Beilsteins Metier. Speziell Hühner haben es ihr angetan. Sie mag sie einfach und verbiegt das Federvieh nicht. Sie kommen nicht als Comics daher, sondern als schöne Hühner aus japanischem Seidenpapier. Allerdings geht es bei Heidi Beilstein selten ohne Texte. Ringelnetz und Morgen-

stern hat sie schon intensiv studiert, aktuell ist es Georg Christoph Lichtenberg, der Mathematiker und Begründer des deutschsprachigen Aphorismus. Seine Aphorismen haben sie zu herrlich-grotesken Scherenschnitten angeregt. Ihre Hühner sind philosophische, gesellschaftliche oder gar politische Akteure.

Viele Jahre hat Lichtenberg in Schreibheften, von ihm „Sudelbücher“ genannt, seine Gedankensplitter aufgeschrieben. Kreuz und quer gehen sie durch alle Gebiete des Lebens. Es sind Ideen, Einfälle, Beobachtungen, Reflexionen, die treffend, mitunter messerscharf, ironisch, oft kritisch, kurz und knackig auf den Punkt gebracht, zum Nachdenken und Schmunzeln sind und seine Offenheit für alles Neue belegen. Lichtenberg muss ein scharfer Beobachter seiner Umwelt gewesen sein.

„Sehr viele, vielleicht die meisten, müssen um etwas zu finden, erst wissen, dass es da ist.“

„Nichts kann mehr zu einer Seelenruhe beitragen, als wenn man gar keine Ahnung hat.“

„Ich bin überzeugt, man liebt sich nicht bloß in anderen, sondern hasst sich auch in anderen.“

Wer Lichtenberg liest, muss selbst seine Schlüsse daraus ziehen. Heidi Beilstein tut das mit ihren einzigartigen Hühnern. Scherenschnitt und die Begeisterung für die klare Linie sind ihre Sache. Sie färbt japanisches Seidenpapier, das auf den ersten Blick wie zarter Stoff wirkt, mit Tinte ein, knüllt es zusammen zu einem Knäuel und entfaltet das Papier wieder, das jetzt große und kleine Falten und herrliche Farbtöne be-



Tiere sind Heidi Beilsteins Metier. Speziell Hühner haben es ihr angetan. Sie kommen nicht als Comics daher, sondern als schöne Hühner aus japanischem Seidenpapier und wirken auf den ersten Blick wie aus zartem Stoff gemacht.

Klaus Beilstein zeichnet Gesichter. Je länger er sie studiert, umso tiefer dringt er in sie ein und entdeckt immer mehr. Genau das ist seine Absicht, hinter die Fassade zu blicken, den Menschen zu entdecken, der sich hinter dem Gesicht verbirgt. Fotos: Katrin Zempel-Bley

kommen hat. Mal sind sie verwässert, mal ganz stark und klar, dann changieren die Töne. Und wenn sie dann mit ihrer Schere daraus Hühner entstehen lässt, sieht es so aus, als hätte ihr Federvieh echte buschige Federn.

So stehen rund 30 Hühner still, mal gackernd und mal flatternd, im Atelier nebeneinander, alle versehen mit einem anderen Gedankensplitter von Lichtenberg, die da zum Beispiel heißen „Man kann den Hintern schminken wie man will, ein ordentliches Gesicht wird nie daraus“ oder „Mir tut es allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nötiger als der Himmel“ oder „Die Welt muss noch nicht sehr alt sein, weil die Menschen noch nicht fliegen können“ und den Geist des Betrachters beflügeln und gleichzeitig seine Sinne berühren. Man muss kein Freund von Hühnern sein, aber Heidi Beilsteins Exemplare sind einfach schön, witzig, komisch, nachdenklich, ernst oder auch skurril. Die Bilderreihe macht deutlich: Sowohl mit Lichtenberg als auch mit den Hühnern hatte Heidi Beilstein ihren großen Spaß.

Klaus Beilstein mag Kühe. In Moorhausen im Landkreis Wesermarsch hat er vor ein paar Jahren viele Stunden mit ihnen zu- und sie wunderbar aufs Papier gebracht. Doch immer wieder widmet er sich Menschen. Dass er sie alle mag, ist eher unwahrscheinlich. Vielmehr sind es ihre Gesichter, die ihn reizen. Irgendwann hat er angefangen, Gesichter zu zeichnen, „und ich habe mir eingebildet, sie sind nicht schlecht“, sagt er. Schon seit vielen Jahren sitzen bekannte und weniger bekannte Gesichter in seinem Atelier Porträt.

„Porträtzeichnen ist eine konzentrierte Angelegenheit“, fin-

det er. Einerseits ist es die Nähe, die sich zwangsläufig einstellt und ihn mit dem Porträtierten verbindet, andererseits der genaue, scharfe, ja gnadenlose Blick in ein Gesicht, das er zu Papier bringen will. Dennoch ist Klaus Beilstein locker im Umgang mit dem Strich. Je länger er Gesichter studiert, umso tiefer dringt er in sie ein, entdeckt immer mehr. Genau das ist seine Absicht, hinter die Fassade zu blicken, den Menschen zu entdecken, der sich hinter dem Gesicht verbirgt.

„Während des Zeichnens verändern sich Gesichter für mich“, verrät er. Plötzlich sieht er Dinge, die er anfangs nicht sah. Und mit diesen Eindrücken wächst seine Zeichnung und der Satz, in Gesichtern steht etwas geschrieben, bekommt hier in seinem Atelier eine tiefere Bedeutung. Da stehen sie, die Porträts, die er vor 30, 20 oder zehn Jahren geschaffen hat, und jene, die er von denselben Menschen aktuell gezeichnet hat. Verblüffend, insbesondere dann, wenn der Betrachter die Person kennt. Klaus Beilstein schafft es mit seinem Strich nicht nur, einfach Gesichter, sondern vielmehr Charaktere darzustellen, und das, obwohl er die Porträtierten keineswegs alle gut kennt.

Spannend sind insbesondere auch die Veränderungen, die in Gesichtern geschrieben stehen. Im Stadtmuseum Oldenburg können sich die Besucher davon ab März überzeugen. Dann stellt Klaus Beilstein zweimal 90 Porträts aus, die jeweils eine Person in verschiedenen Lebensabschnitten zeigen, und beweist, dass porträtieren nicht fotografieren ist. „Ich will etwas ganz anderes“, sagt er, und was das ist, müssen die Betrachter selbst herausfinden.

Akademie Dangast jetzt am Start

VON BEATRIX SCHULTE



Michael Kusmierz, Maren Tapken, Ingrid Funke, Karl-Heinz Martinß und Frank Klimmeck halten ein Banner mit einer Montage der Skulpturen am Hundestrand in Dangast. So könnte der Skulpturenpark aussehen. Foto: Beatrix Schulte

Die Förderung und Realisierung von Ausstellungen, Führungen, Seminaren, Workshops und weiteren Veranstaltungen hat sich der neu gegründete gemeinnützige Verein „Akademie Dangast – Kunst und Natur e. V.“ zur Aufgabe gemacht.

„Die Nutzung und Vernetzung der vorhandenen örtlichen Kompetenzen in den Bereichen Kultur, Kunst und Natur/Nationalpark sowie die fachliche mediale Aufbereitung dieser Bereiche und deren Publikation und Verbreitung sollen gefördert werden“, so steht es in der Satzung des Vereines, der vor allem auch junge Künstlern fördern und unterstützen will. Er wurde Anfang September vom Amtsgericht Oldenburg als gemeinnütziger Verein anerkannt und ist nun förderungswürdig. Mit der Akademie Dangast fühlen sich fünf Dangaster Institutionen besonders der Kunst und Natur am Jadebusen verbunden, sie sind Akteure, die Ideen einbringen und bei der Umsetzung helfen.

„Wir legen großen Wert auf die Vernetzung mit anderen Kulturträgern wie Kultur- und Kunstvereinen und weiteren Kunstinteressierten“, sagt der Vorsitzende Frank Klimmeck.

Vorläufer des Vereines ist der Arbeitskreis „Akademie Dangast“, der schon seit mehreren Jahren erfolgreich Kultur- und Kunstprogramme auflegt und somit das Angebot in Dangast bereichert und für Touristen und Einheimische gleicher-

maßen interessant gemacht hat. Mit der Vereinsgründung soll der Arbeitskreis nun einen verbindlichen Rahmen bekommen und die Möglichkeit schaffen, Kunst- und Kulturschaffende und naturbegeisterte Menschen zusammenzuführen und gemeinsame Projekte für die Öffentlichkeit auf den Weg zu bringen.

Als erstes Großprojekt wird die Akademie Dangast in Zusammenarbeit mit der Initiative „Kunst am Deich“ und der Stadt Varel einen Skulpturenpark errichten. Dies soll 2015 geschehen. Vier junge Künstler aus Niedersachsen und Bremen werden die vier Elemente Erde-Feuer-Wasser-Luft künstlerisch in Stein arbeiten. Zugesagt haben Ivo Gohsmann (Element Wasser), Norbert Pierdzig (Element Erde), Nicolet Deppe (Element Feuer) und Thorsten Schütt (Element Luft). Es entstehen vier Skulpturen aus Stein und anderen Materialien, die durch ihre unterschiedliche Gestaltung einen reizvollen Anblick ergeben werden. Die vier Künstler haben bereits am Projekt des Skulpturenpfades rund um den Jadebusen teilgenommen und sind erfahren im Umgang mit den Örtlichkeiten. Die vier Skulpturen werden außendeichs zwischen Watt und Wiese am sogenannten Hundestrand in Dangast öffentlich zugänglich aufgestellt.

Über einen Zeitraum von vier Wochen werden die vier Künstler vor Ort bei einem Bildhauer-Symposium auf einer Baustelle östlich des Campingplatzes Rennweide die Granitblöcke/Sandsteine bearbeiten. Während der Arbeiten steht Interessierten die Baustelle offen, um den Künstlern beim Schaffen über die Schulter schauen zu können und ins Gespräch zu kommen.

Der Skulpturenpark soll an die Künstlertradition anknüpfen und das Nordseebad Dangast als herausragenden Künstlerort charakterisieren. Denn Kunst hat hier eine lange Tradition und zieht jährlich viele Interessierte an, die in entspannter Atmosphäre den Wegen der Kunst folgen möchten. Nach den Brücke-Malern Karl Schmidt-Rottluff, Max Pechstein und Erich Heckel zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Franz Radziwill ab den 1920er-Jahren, Trude Rosner-Kasowski nach dem Zweiten Weltkrieg, Willy Hinck ab den 1950er-Jahren, den Düsseldorfer Beuys-Schülern mit Anatol, Eckart Grenzer, Butjatha und anderen Künstlern in den 1970ern, die ihre „Stolpersteine“ hinterließen, setzt der neue Skulpturenpark weitere Akzente, bildet eine Ergänzung zu dem bereits Vorhandenem und macht das ehemalige Fischer- und Bauerndorf Dangast an der Nordseeküste zu einem unverwechselbaren Künstlerort. Der Skulpturenpark wird damit zum markanten Bindeglied zwischen Wattenmeer und Kulturlandschaft am Deich – zwischen Watt und Wiese.

Besucher können den Skulpturenpark erkunden und auch benachbarte Kunst- und Kulturangebote wahrnehmen. Der Skulpturenpfad rund um den Jadebusen, der „Kunstpfad“ in Dangast, Kirchen, Museen, Siele und Schöpfwerke, Naturschönheiten wie Salzwiesen, Moore und das Watt und schließlich die Kulturlandschaft mit den weiten Wiesen und dem bildprägnanten Deich laden zum Entdecken und Verweilen ein. Die Zielgruppe sind Einheimische und Touristen, die zu Fuß, mit dem Fahrrad oder Auto Station in Dangast machen. Das Wechselspiel von Natur und Kunst kann so hautnah erlebt werden.

Unermüdlich engagiert

Nachruf auf Sara-Ruth Schumann

Auf Lorbeeren ausruhen? Sich zurücklehnen und die andern machen lassen? Sara-Ruth Schumann hatte viele Talente – aber das gehörte nicht dazu. Wer sie persönlich erlebt hat, weiß, dass sie lieber mit einer Mischung aus Resoluteität und Liebenswürdigkeit die Initiative ergriff, Ziele ansteuerte und ohne Zögern auch große Schritte dabei machte. Damit schaffte sie die Wiedererneuerung jüdischen Lebens in Stadt und Region. Sie prägte eine Ära.

Die gebürtige Bremerin fand durch ihren Ehemann ihre Wahlheimat in Oldenburg. Der bildenden Kunst leidenschaftlich zugetan, eröffnete sie 1974 eine Galerie, brachte dann ihre Expertise mehrere Jahre in die städtische Kulturarbeit ein. Mit neuen Formen der Kunstförderung, Bildhauersymposien, Freiplastikausstellungen und etwa dem Aufbau der Artothek trug sie zu einer neuen Weichenstellung für Kunst in der Stadt bei. Ihr epochemachendes Lebensprojekt entwickelte sie, als sie wieder zur Selbstständigkeit als Galeristin zurückgekehrt war. Sie tat sich mit einer Gruppe Gleichgesinnter zur „Jüdischen Gruppe“ zusammen, die im August 1992 die jüdische Gemeinde Oldenburg wiedergründete.

1938 geboren, hatte sie nie viele Worte über ihre Familiengeschichte gemacht – der Blick nach vorne war

ihr immer wichtiger als der Blick zurück. Nur gelegentlich erzählte sie von ihrem jüdischen Vater August Ephraim Abraham, der auf der Bremer Focke-Werft als Schmied arbeitete, und davon, dass sie den Verfolgungen der NS-Zeit mit den Eltern und der Schwester in einem Versteck in Bockel nahe Bremen entkam. Als Vorsitzende der jungen Oldenburger Gemeinde stieß sie eine vielbeachtete Erfolgsgeschichte an. 1995 konnte eine Synagoge eingeweiht werden, ein paar Jahre später kam ein Gemeindehaus mit Mikwe dazu, wurde ein Friedhof angekauft. Einer neugierigen und lernbereiten Öffentlichkeit durchaus zugewandt, beteiligte sich die Gemeinde an Kulturprojekten, es gab Führungen durch die Synagoge, Konzerte, Vorträge, einen intensiven gesellschaftlichen und christlich-jüdischen Dialog. In Oldenburg erwachte wieder ein aktives jüdisches Leben mit Unterricht und Traditionspflege.

Dabei hatte die unermüdlich engagierte Vorsitzende enorme Belastungen auszutrainieren. Etwa den sprunghaften Anstieg der Mitgliederzahlen durch die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, der umfassende Sozialarbeit und kulturelle Integrationskraft erforderlich machte. Oder etwa die überbordende Medienresonanz, als die Gemeinde die Gleichberechtigung der Geschlechter praktizierte und 1995 die Schweizerin Bea Wyler als Rabbinerin berief – als erste Frau nach der Shoa in diesem Amt in Deutschland. Kontroversen mit der Orthodoxie, offene und versteckte Kritik und aus heutiger Sicht kaum noch verständliche Debatten waren die Folge. Auch 2010/11 rückten wieder Fernseheteams von weither an, als die erste in Deutschland nach dem Krieg ordinierte Rabbinerin, die Ukrainerin Alina Treiger, nach Oldenburg berufen wurde.

Für die jüdische Sache mischte sich die grazile Akteurin konstruktiv ein, wo immer es möglich war – als Diskussionsrednerin und Vortragende ebenso wie in ihren Ämtern als stellvertretende



Sara-Ruth Schumann. Foto: Nordwest-Zeitung, Oldenburg

Vorsitzende des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen oder etwa als Direktionsmitglied des Zentralrates der Juden in Deutschland. Für ihre Verdienste wurde sie unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Ihr gewaltiges Arbeitspensum erledigte sie mit Humor und scheinbar leichthändig. Dabei blieb sie stets dem Leben zugewandt, pflegte Freundschaften, brachte Menschen zusammen, war eine warmherzige Gastgeberin und konnte sich für digitale Neuerungen begeistern.

Nach den Feiern zum zwanzigjährigen Bestehen der Gemeinde erkrankte Sara-Ruth Schumann 2012 schwer und zog nach Hamburg, wo ihr Sohn mit seiner Familie lebt. Am 26. Oktober 2014 ist sie dort im Alter von 76 Jahren gestorben. Die Spuren ihres Wirkens in Oldenburg und der Region machen sie unvergessen.

IRMTRAUD RIPPEL-MANSS

„Die Halbinsel der Seligen“

Franz-Radziwill-Kooperationsprojekt

VON BIRGIT DENIZEL



Radziwill am Deich, Fotografie um 1980
© Franz Radziwill Gesellschaft

„Halbinsel der Seligen –
Franz Radziwill in der Natur“

Ausstellung bis 11. Januar 2015
Franz Radziwill Haus, Sielstraße 3
26316 Dangast/Varel
Tel. 04451-2777, www.radziwill.de

Öffnungszeiten:
Freitag 15 – 18 Uhr
Samstag/Sonntag/Feiertag
11 – 18 Uhr



Bereits über 30.000 Besucher haben die umfangreiche Schau über Franz Radziwills Wahrnehmung der Natur gesehen. Im Rahmen von drei Ausstellungen binnen zwei Jahren wurde das gesamte Spektrum der Naturdarstellungen des norddeutschen Malers vorgestellt – und darüber hinaus sein Wirken als Umweltschützer dokumentiert. Das ambitionierte Projekt wurde in Kooperation mit dem Schlossmuseum Jever durchgeführt.

Für Franz Radziwill (1895 – 1983) war das Naturerlebnis existenziell. Als der junge Künstler im Jahr 1920 den Ort Dangast kennenlernte, war dieser ein Kleinod inmitten urwüchsiger Landschaft. 1923 kaufte sich Radziwill dort ein kleines Fischerhaus, das er selbst gestaltete und welches heute dem kunstinteressierten Publikum geöffnet ist. Die spröde Nordseeregion, die von den Gezeiten beherrscht wird, blieb zeitlebens die fundamentale Quelle von Radziwills künstlerischem Schaffen. Schon die Brücke-Maler ließen sich von dem idyllischen Ort inspirieren, der wie eine Halbinsel in den Jadebusen ragt. Durch ein Leben an der Küste ergibt sich zwangsläufig eine Beschäftigung mit der Meeres- und Uferlandschaft – und das sicherlich noch intensiver für einen Landschaftsmaler. Radziwill war weder Fischer noch Landwirt und beachtete vielmehr die sinnlichen Qualitäten seiner Umgebung. Im ersten Teil der Gesamtschau – 2013 – wurden im Franz-Radziwill-Haus Motive präsentiert, die noch eine harmonische Verbindung von unberührter und kultivierter Natur vermitteln. Getreidefelder und Äcker, Deich und Strand wurden großformatig auf die Leinwand gebracht. Die Natur wird als elementarer menschlicher Daseinsraum dargestellt, in dem dörfliche Gefilde oder einzelne Reetdachhäuser eingebettet sind.

Während im Dangaster Künstlerhaus das Frühwerk zu sehen war, wurde im Jeveraner Schloss zunächst recherchiert und geforscht. Franz Radziwill ging als virtuoser Einzelgänger in die Kunstgeschichte ein. Seine Bilder sind weitreichend bekannt, jedoch sein umweltpolitisches Engagement fand bislang kaum Beachtung. Was manche nicht wissen: Über die Malerei hinaus setzte er sich vehement dafür ein, die Region unter Naturschutz zu stellen.



Von links: „Blick in den Dangaster Groden“
Ölgemälde 1936, Privatbesitz
„Alles ist abgesteckt“ 1963, Ölgemälde,
Privatbesitz

Bilder: © Franz Radziwill Gesellschaft

Viele Jahre lang hatte Franz Radziwill versucht, der Entwicklung von Dangast vom beschaulichen Seebad zum austauschbaren Feriendomizil entgegenzuwirken. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung wuchs der Bedarf an Baumaterial und Dangast hatte begehrten Sand und Kiesboden zu bieten. Sogar um das legendäre alte Kurhaus herum wurde dafür Wald geopfert und vielerorts entstanden große kraterartige Gruben. Mit wenigen Mitstreitern kämpfte Radziwill gegen die – Zitat – „Verschandlung der Landschaft“ und forderte die Gemeindeverwaltung auf, dem Schürfen von Kies und Sand ein Ende zu setzen. Der Künstler sammelte Unterschriften und bat selbst den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss um Unterstützung. Briefe, Zeitungsberichte und Fotografien belegen sein aktives Handeln für den Erhalt einer unverbauten Landschaft. Gleichzeitig brach der Tourismus in seine Wahlheimat ein und Wohnwagenkolonien bedeckten den Küstenstreifen. Mit dem boomenden Fremdenverkehr wandelte sich die Umwelt nochmals. Die vielen Gäste zelteten und parkten bis an die Wasserkante und drängten zunehmend auch in das Dünengebiet am Wattenmeer ein. Um dieses Sphäre zu schützen, engagierte sich Radziwill als ehrenamtlicher Vogelschutzwart. Eine Dekade lang – von 1959 bis 1969 – hatte er dieses Amt offiziell übernommen. Sein Einsatz als früherer Umweltpionier wurde im Schlossmuseum Jever ausführlich vermittelt.

Im Franz-Radziwill-Haus setzt sich hingegen die Schau der Gemälde mit den späten zivilisationskritischen Motiven fort. Sein „symbolischer Realismus“ wurde zur eindringlichen Botschaft seiner Anklage gegen den vermeintlichen Fortschritt. Die wachsende Infrastruktur verdrängte zunehmend den reizvollen Blick auf die Felder und das Wattenmeer. So erscheint die freie Sicht auf die Landschaft, die gegenüber den frühen Gemälden nachvollziehbar ist, eingeschränkt oder schlicht verbaut. Das zeigt zum Beispiel der Vergleich der beiden Gemälde „Blick in den Dangaster Groden“ aus dem Jahr 1936 und „Alles ist abgesteckt“ von 1963. Das frühere Werk gibt die heimatliche Küstenregion wieder – angelegt in weit gefasster Perspektive. Als Groden wird das eingedeichte Uferland bezeichnet. Die kleinen Figuren sind dazu bestimmt, die Größe des Raumes hervorzuheben. Der Mensch hat sich darin ein kleines Stück der Erde abgerungen, um es zu bewirt-

schaften. Sichtlich steht er mit der Natur im Einklang, richtet sich nach Wetter und Jahreszeiten. Im Vordergrund befinden sich typische reetgedeckte Katen, ein Bauer mit Sense überquert das Feld und ein Hund läuft über den Acker. In der Ferne rollt ein Pferdewagen über den Schotterweg. Die ursprüngliche Form des Landlebens zeigt sich im späteren Werk von dem vermeintlichen Fortschritt verdrängt. Inzwischen hat sich der Mensch von der einstigen Verbundenheit frei gemacht. Er ordnet sich nicht mehr unter, sondern wandelt den Naturraum nach den neuen Bedürfnissen um, plant und asphaltiert den Boden. Zugunsten der Mobilität nimmt der Straßenbau mehr und mehr Raum ein. Diese Entwicklung ist hier durch die Insignien der Technik verbildlicht – durch eine Pyramide und den Stab des Landvermessers. Der Hund, der einst noch über die Felder sprang, steht nun entfremdet und orientierungslos am Straßenrand. Der Titel des Gemäldes „Alles ist abgesteckt“ ist als Mahnung aufzufassen. Sichtbar wird der natürlichen Landschaft der Boden entzogen.

Im Rahmen der zweijährigen Gesamtschau ergibt sich damit ein Zeugnis von einst gelebter Naturverbundenheit in ländlicher Sphäre und den Auswirkungen von Urbanisierung an der Nordseeküste. Für den Landschaftsschutz am Jadebusen hat Radziwill einen entscheidenden Anstoß gegeben. Und heute ist das „Kleine Vogelschutzgebiet“, das als Ölbild im Franz-Radziwill-Haus aktuell zu sehen ist, Teil des großartigen Weltnaturerbes Wattenmeer.

Zur Ausstellung ist ein reich illustrierter Katalog mit Beiträgen zu Radziwills Naturwahrnehmung und seinem umweltpolitischen Engagement erschienen, in dem alle 2013 und 2014 ausgestellten Werke abgebildet sind. Nachdem die Ausstellung in Jever bereits zu Ende ging, sind die Gemälde in Dangast noch bis Januar 2015 zu sehen.

Am 1. und 4. Januar findet jeweils um 11.30 Uhr eine öffentliche Führung statt, und am Sonntag, 11. Januar, ebenfalls um 11.30 Uhr, lädt die Franz-Radziwill-Gesellschaft zur Finissage ein.



Das Teeservice aus Zinn. Foto: Stadtmuseum

Lühr Grolle hält Erbstücke für verdächtig

Sondersammlung für belastetes Kunst- und Kulturgut –
Einzigartiges Kooperationsprojekt

VON KATRIN ZEMPEL-BLEY UND DR. MARCUS KENZLER

Die Arisierung im Nationalsozialismus und damit einhergehend die Enteignung jüdischen Vermögens liegt zwar sieben Jahrzehnte zurück, dennoch sind wir mit den Folgen bis heute konfrontiert. Jüngstes prominentes Beispiel ist der inzwischen verstorbene Kunstsammler Cornelius Gurlitt, der im Besitz zahlreicher Bilder war, deren Herkunft teilweise als belastet gilt und die derzeit durch Provenienzforscher geklärt wird. Auch in Oldenburg und der Region profitierten Menschen von beschlagnahmten Gütern deportierter Juden aus besetzten Gebieten in Holland, Belgien, Lu-

xemburg und Frankreich. Das Raubgut – in diesem Zusammenhang wurde der Begriff „Hollandgut“ geprägt – wurde an zentralen Orten gesammelt und später an kinderreiche Familien oder Bombengeschädigte verteilt oder auch verkauft. Allein nach Oldenburg kamen 884 Waggons mit „Hollandgut“. Bis heute, ist zu vermuten, befindet sich noch in manchem Haushalt „Hollandgut“, ohne dass ihre Besitzer wissen, dass es sich um Raubkunst handelt und sie nicht die rechtmäßigen Besitzer sind. So erging es auch Lühr Grolle.

Durch Zufall ist Lühr Grolle auf den Aufsatz im Oldenburger Jahrbuch von Margarete Rosenbohm-Plate über „Hollandgut“ im Oldenburger Land gestoßen und schnell war ihm klar, dass zwei Erbstücke seiner Mutter ihm vermutlich nicht rechtmäßig gehören. Inzwischen übergab er sie dem Stadtmuseum Oldenburg und hofft, dass weitere Betroffene seinem Beispiel folgen.

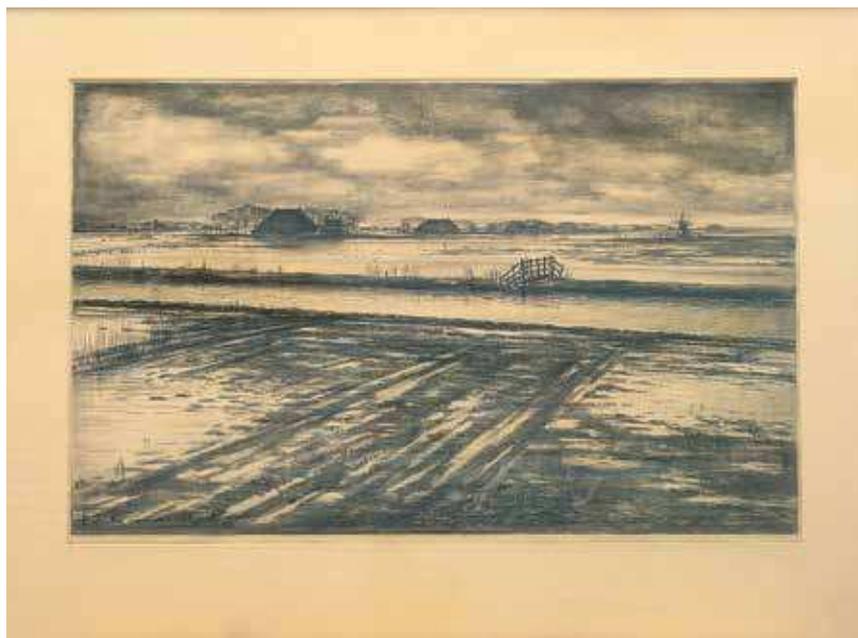
Beschlagnahmte Güter deportierter Juden aus besetzten Gebieten in Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich bezeichnete man während der Nazizeit als Hollandgut oder Hollandmöbel. Wertvolle und kulturhistorisch bedeutende Stücke wurden aussortiert und entweder auf Auktionen an ein kunstinteressiertes Publikum hochpreisig verkauft oder an Museen des Reiches mit entsprechenden Sammlungen überwiesen. Es ging unter anderem auch darum, „national wertvolles Kulturgut zu sichern“. In Oldenburg gab es mehrere Orte – einer war die Turnhalle am Haarenufer, sozusagen in der Nachbarschaft der Familie Grolle.

„Mir war das Thema Hollandgut nicht bekannt“, sagt Lühr Grolle, der gleich nach dem Krieg mit seiner Mutter und fünf weiteren Geschwistern Oldenburg verließ.

„Nachdem ich den Aufsatz gelesen hatte, war ich alarmiert. Ich wusste sofort, dass das Teeservice aus Zinn und eine Zeichnung des Holländers Bouke van der Sloot mit großer Wahrscheinlichkeit auf fragwürdige Weise in unsere Familie gekommen sind. Daraufhin wollte ich das Bild sowie das Teeservice nicht länger behalten“, erzählt er.

Sein Vater, Jahrgang 1900, war ein überzeugter Nazi, Mitglied der NSDAP und NS-Kulturreferent in Oldenburg. Er erfüllte gleich mehrere Kriterien, um Anspruch auf Hollandgut zu haben. „Er war Nazi und kinderreich und hatte zudem eine starke Beziehung zu erlesenen Stücken“, berichtet Lühr Grolle. Ihm war später stets erzählt worden, der Vater habe diese Stücke von Dienstreisen mitgebracht. Ihn konnte er nicht mehr fragen, weil er 1944 in Österreich gefallen ist.

Lühr Grolle nahm nach der Lektüre des Aufsatzes Kontakt mit der Verfasserin Margarete Rosenbohm-Plate auf. Die wiederum sprach mit dem Stadtmuseum Oldenburg. Museumsdirektor Dr. Andreas von Seggern nahm sogleich Kontakt zu Dr. Marcus Kenzler, seit 2011 Provenienzforscher am Landesmuseum für Kunst und



Die Zeichnung des Holländers Bouke van der Sloot. Foto: Stadtmuseum Margarete Rosenbohm-Plate (links) brachte den Stein mit ihrem Aufsatz ins Rollen. Dr. Andreas von Seggern und Dr. Marcus Kenzler verständigten sich über die Sondersammlung und Lühr Grolle (von links) gibt die ersten Objekte dort hinein. Foto: Katrin Zempel-Bley

Kulturgeschichte in Oldenburg, auf, der seit geraumer Zeit über Raubkunst forscht und mögliche Raubkunst, die sich im Bestand des Landesmuseums befinden könnte, erkennt und an ihre rechtmäßigen Besitzer zurückgibt. Die beiden Museumsmänner überlegten, eine Sondersammlung entstehen zu lassen, die für NS-verfolgungsbedingt entzogene Werke und Objekte aus jüdischem Vorbesitz gedacht ist, die sich bis heute in Privatbesitz befinden. Die Sammlung ist mittlerweile ins Leben gerufen.

„Es dürfte einmalig in Deutschland sein, dass jemand seine vermeintliche Raubkunst an eine staatliche Einrichtung, in diesem Fall ein Museum, zurückgibt, damit es die Gegenstände treuhänderisch verwaltet und im besten Fall jene Menschen findet, denen das Bild und das Service gehören“, sagt Andreas von Seggern. Er stellt explizit klar, dass die Objekte nicht in den Besitz des Museums übergehen. „Wir nehmen sie lediglich in Obhut mit dem Ziel, sie ihren rechtmäßigen Besitzern beziehungsweise Erben auszuhändigen“.

Bis heute werden viele Objekte aus dieser Zeit vermisst. Oft gelten sie als verschollen, doch Marcus Kenzler kann sich durchaus vorstellen, dass viele sich in Privatbesitz befinden, so wie bei dem jüngst verstorbenen Kunstsammler Cornelius Gurlitt, oder ihre Besitzer – so wie bei Lühr Grolle – nicht wissen, dass es sich um Raubkunst handelt. Er bezeichnet die Sondersammlung deshalb „als schöne Chance, die Objekte an ihren rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben“.

Genau das möchte Lühr Grolle erreichen. „Wir müssen nicht nur über das Thema offen sprechen, wir sollten auch handeln. Allerdings müssen

nicht alle Betroffenen das öffentlich machen, so wie ich es getan habe. Mir geht es darum, das Thema anzustoßen, und außerdem kann ich mit dem Gefühl nicht leben, vermutlich nicht der rechtmäßige Besitzer der Erbstücke zu sein“, sagt er. Es geht bei der Sondersammlung also nicht um Bloßstellung einer Person, sondern lediglich um die Wiederherstellung von Rechtmäßigkeit. Das heißt, Menschen im Oldenburger Land, die wie Lühr Grolle den Eindruck haben, unverschuldet im Besitz von Werken und Objekten mit belasteter Herkunft zu sein, können sich an die beiden Museumswissenschaftler wenden und haben dabei die Möglichkeit, für die Öffentlichkeit anonym zu bleiben.

Dass sich im Oldenburger Land noch allerhand Hollandgut befinden muss, gilt als sicher. Hollandgut-Expertin Margarete Rosenbohm-Plate hat intensiv geforscht und herausgefunden, dass allein zwischen 1942 und 1944 3273 Waggons mit Hol-

landgut nach Delmenhorst, 884 nach Oldenburg, 441 nach Wilhelmshaven und darüber hinaus 134 nach Bremen und 1269 nach Osnabrück gegangen sind. „Es gibt eine Vielzahl von Hinweisen und Archivmaterialien über die Arisierung des Hausrates von deportierten Juden und den Verkauf, an dem die Stadt Oldenburg, aber auch andere Städte im Oldenburger Land verdient haben“, berichtet sie und zeigt diverse Listen, aus denen das klar hervorgeht.

„Auch wenn es keine letzte Sicherheit dafür gibt, ob es sich bei dem Geschirr und dem Bild um Hollandgut handelt und die Wahrscheinlichkeit sehr gering ist, dass in meinem Fall die rechtmäßigen Besitzer gefunden werden, sehe ich mich nicht mehr als Eigentümer“, stellt Lühr Grolle klar. „Ich will einen Beitrag zur Aufklärung leisten und hoffe, dass andere es mir nachmachen.“

Sondersammlung für belastetes Kunst- und Kulturgut in Privatbesitz



Wash-Kommode mit belasteter Provenienz, Inv. 6.822, Landesmuseum Oldenburg. Foto: Adelaide, Landesmuseum Oldenburg

Die Frage nach dem Umgang mit belasteten Kunst- und Kulturgütern in Privatbesitz, die sich in besonders drastischer Weise im Kontext der Causa Gurlitt artikuliert hat, wird kontrovers diskutiert und ruft noch immer Ratlosigkeit, Verunsicherung und nicht selten Empörung hervor. Insbesondere die Fachwelt und die Politik stehen vor der Aufgabe, einen adäquaten Umgang mit öffentlich unzugänglichen Werken und Objekten zu diskutieren, um realisier- und annehmbare Lösungen zu finden. Die Idee einer Sondersammlung für Werke und Objekte aus Privatbesitz, die mutmaßlich aus jüdischem Vorbesitz stammen und NS-verfolgungsbedingt entzogen wurden, entstand im Austausch zwischen dem Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und dem Oldenburger Stadtmuseum und unternimmt einen ersten Schritt in diese Richtung.

Ausgangspunkt der Sammlung war der Umstand, dass beide Museen in unterschiedlicher Weise mit „Raubkunst in Privatbesitz“ konfrontiert wurden und schließlich ein gemeinsames Handeln beschlossen, um gangbare Wege im Umgang mit derselben zu finden:

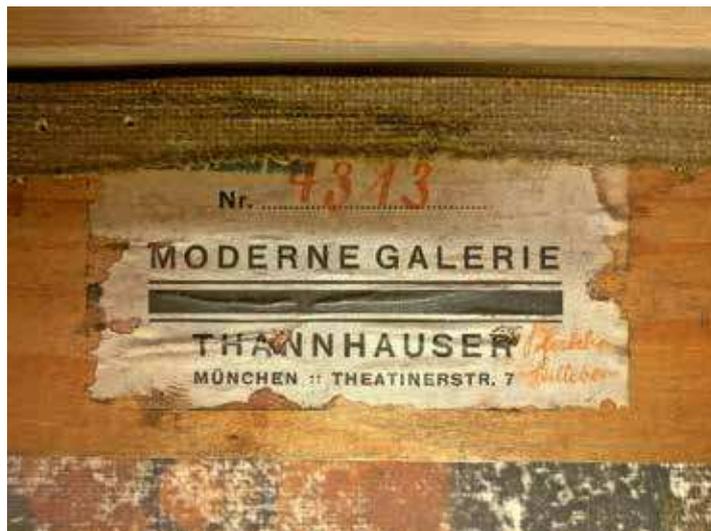
Wie bereits beschrieben, hatte sich der gebürtige Oldenburger Lühr Grolle dazu entschieden, von ihm als „Hollandgut“ identifizierte Stücke aus Familienbesitz – ein im Bauhausstil gefertigtes Teeservice aus Zinn und eine Zeichnung des Holländers Bouke van der Sloot – an das Stadtmuseum Oldenburg zu übergeben. Das Museum wollte und konnte belastete Objekte dieser Art aber nicht ohne Weiteres als Schenkung annehmen, zumal mittlerweile der Konsens in den meisten bundesdeutschen Museen besteht, Neuerwerbungen gründlich auf ihre Herkunft zu prüfen und den Erwerb von Raubgut zu vermeiden. Um diesem Bestreben Vorschub zu leisten, gab das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur Anfang des Jahres 2014 einen „Leitfaden zum Erwerb von Museumsgut“ heraus, der unter anderem „Empfehlungen zur Provenienzforschung bei Neuzugängen in niedersächsischen Museen“ (Claudia Andratschke/Marcus Kenzler) beinhaltet und den Umgang mit belasteten Stücken regelt. Wie sollte das Stadtmuseum also mit dem Angebot Lühr Grolles umgehen?

Am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg gingen derweil wiederholt Anfragen von Bürgerinnen und Bürgern ein, die damit begonnen hatten, sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinanderzusetzen und in Vergessenheit geratene beziehungsweise verdrängte Überlieferungen ans Tageslicht zu befördern. Die Schlag-

zeilen und Debatten rund um die Causa Gurlitt und die regelmäßige Berichterstattung über die Provenienzforschung am Landesmuseum hatten eine spürbare Sensibilisierung für die Anliegen und Ziele der Provenienzforschung bewirkt und mit der Zeit den Blick auf die eigenen vier Wände gelenkt. So erinnern sich einige Menschen wieder daran, dass der Vater oder Großvater ein Kunstwerk oder ein kunstgewerbliches Objekt aus dem Krieg mitgebracht hatte, dass die Familie ein Möbelstück auf einer Versteigerung oder Haushaltsauflösung Anfang der 1940er-Jahre erworben hatte oder dass jüdische Nachbarn damals vor ihrer Emigration, Flucht oder Verhaftung Hausstand zur Verwahrung „untergestellt“ hatten. Nicht wenige Menschen im Oldenburger Land fragen sich nun, wie mit Kunstwerken und Mobilien zu verfahren sei, die als „Raubgut“ verdächtigt werden und die nicht mehr im Familienbesitz verbleiben sollen, da die belastete Vergangenheit die gegenwärtige Freude am Objekt nachhaltig trübt und der Wunsch nach Wiedergutmachung groß ist. Das Handeln Lühr Grolles könnte hier als Vorbild dienen, allerdings bliebe die Frage nach dem Umgang mit den Werken und Objekten und nach deren Verbleib unbeantwortet.

Die von Andreas von Seggern, dem Leiter des Stadtmuseums, und dem Autor im Juli 2014 als museumsübergreifendes Kooperationsprojekt ins Leben gerufene Sondersammlung möchte den Anliegen und Bedürfnissen der Menschen angemessen und nachhaltig begegnen und schafft eine Möglichkeit, mutmaßliches „Raubgut“ treuhänderisch und mit dem Ziel der Restitution in Verwahrung zu nehmen. Aktuelle Eigentümer können verdächtige oder identifizierte Stücke freiwillig, ohne juristischen Zwang und bei Bedarf auch anonym als Leihgabe zur Verfügung stellen, ohne um den Ruf der Familie beziehungsweise das Ansehen der Vorfahren fürchten zu müssen. Ein entsprechender Passus im Leihvertrag regelt, dass sich die Leihgeber mit einer Rückgabe einverstanden erklären, falls die Herkunft beziehungsweise der Vorbesitz geklärt werden kann. Dezierte Provenienzforschungen können zwar vorerst nicht an den Werken und Objekten vorgenommen werden, jedoch werden sie auf der „Lost Art Internet Database“ der Koordinierungsstelle Magdeburg als potenzielle Fundstücke gemeldet. Darüber hinaus besteht die Absicht, die Stücke regelmäßig am Stadtmuseum und am Landesmuseum in Sonderschauen zu zeigen, um sie somit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ergänzend wird eine Datenbank entstehen, die eine Onlinerecherche ermöglicht. Die Werke und Objekte werden auf diese Weise aus der abgeschotteten Privatheit genommen und öffentlich gemacht – ob auf diese Weise Identifizierungen erfolgen und Vorbesitzer gefunden werden können, wird die Zeit zeigen.

Lühr Grolles Erbstücke wurden mittlerweile als Grundstock in die Sammlung aufgenommen. Es ist unbestritten, dass es sich bei dieser Sondersammlung um ein Experiment handelt,



Oben: Gemälderückseite, Ausschnitt, Dora Bromberger: Gebirgsdorf, Inv. 11.230, Landesmuseum Oldenburg. Foto: Kenzler, Landesmuseum Oldenburg

Links: Gemälderückseite, Aline von Kapff: Mädchenkopf, Inv. 11.241, Landesmuseum Oldenburg. Foto: Adelaide, Landesmuseum

Rechts: Oldenburg Anzeige für Möbel aus jüdischem Besitz, März 1940, „Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land“, Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg

Möbel-Versteigerung

Fortsetzung der Versteigerung am Donnerstag, dem 20. März 1940 nachmittags 2 Uhr,

in der Ladlerhalle des Ladlermeisters Baars, hier selbst, Stegelhofstraße 36. Es sind noch vorhanden 1 Wohnzimmer (Eiche, altflämischer Stil), 1 Mahagoni-Zimmer, 1 Büfett, 1 Eschrank, 1 Schrank, Schlafzimmereinrichtung, Einzelmöbel, Geschirr und Porzellan, Kristallsachen.

E. Heimsath, Versteigerer, Wolfkestraße 5.

um einen ersten Versuch, ein Instrument zu schaffen, mit dessen Hilfe Werke und Objekte aus Privatbesitz, die zwischen 1933 und 1945 NS-verfolgungsbedingt entzogen oder verschoben wurden, doch noch an die rechtmäßigen Vorbesitzer beziehungsweise an deren Erben zurückgegeben werden können. Das bislang aus der Bevölkerung signalisierte Interesse macht diesbezüglich Hoffnung. Im Falle eines Erfolges könnte die Kooperationsammlung in Oldenburg als Pilotprojekt für weitere Einrichtungen dieser Art dienen.



Fritz Schwoon



Heino Schwoon



Paul Schwoon

Das Schicksal der Gebrüder Schwoon

Sonderausstellung zum Ersten Weltkrieg

VON WOLFGANG STELLJES

Die Gebrüder Schwoon. Abbildung aus dem Oldenburger Jahrbuch 1916/17

Manchmal sind es nur einige wenige Zeilen, die den Schrecken und das Leid des Ersten Weltkriegs erahnen lassen, auch heute noch, 100 Jahre nach seinem Ausbruch. Zeilen wie jene, die sich im „Oldenburger Jahrbuch 1916/17“ finden. Wer hier ein wenig in dem Kapitel „Unsern Helden zum Gedächtnis“ blättert, stolpert unweigerlich über das Schicksal der Brüder Fritz, Heino und Paul Schwoon. Die drei Söhne eines Oldenburger Kaufmanns gehören zu den rund 17 Millionen Menschen, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben verloren. Es war ein Krieg, in dem die Zahl der Opfer unter Soldaten noch höher war als unter Zivilisten. Dieses Verhältnis kehrte sich im Zweiten Weltkrieg um.

In Friedenszeiten hätten Fritz und Heino Schwoon (geboren 1874 und 1887) ihrem Vater folgend einen kaufmännischen Beruf ergriffen, Paul, der Jüngste (1890), wäre wohl Beamter geworden. Doch es kam anders, es kam der August 1914. „Sie zogen von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, begeistert ins Feld“, notiert der verantwortliche Redakteur des „Jahrbuchs“, ganz vom Geist der Zeit geprägt. Und tatsächlich spiegelt der erste der insgesamt 14 abgedruckten Feldpostbriefe diese Haltung auch noch wider. Er stammt von Paul Schwoon. Kurz nach Kriegsbeginn befindet er sich auf dem Weg an die Westfront. „Der Jubel, mit dem wir, besonders im Oldenburger Lande, empfangen wurden, war unbeschreiblich. Reden wurden geschwungen, Musikkapellen spielten, und wir singen immer zu ... Wir fahren, glaube ich nach Belgien. ... Die Wagen sind alle mit Grün geschmückt, wir selbst haben in jedem Knopfloch die schönsten Blumen.“ Zwei Tage später marschiert seine Kompanie in Belgien ein, „unter dreimaligem Hurra“.

Es folgen zwei Wochen, in denen Schwoon „brennende Dörfer“ sieht, in denen sich vielleicht auch schon erste Zweifel einstellen. Der zweite Brief schließt lapidar mit den Worten: „In einem Dorf ganz in der Nähe knüpfte man gestern einen Pfarrer auf, weil er Lichtsignale abgegeben hatte. Herzliche Grüße von Eurem Paul“. Als er bei einer Rast in einer Scheune ein weiteres Mal zur Feder greift, liegt eine dreitägige Schlacht hinter ihm, die dem Vizefeldwebel der Reserve of-

fenbar auch den letzten Rest seiner anfänglichen Begeisterung genommen hat. „Habe schon viel Entsetzliches gesehen und erlebt. Etwas Fürchterlicheres als Krieg gibts nicht.“ Anfang September – das mörderische Ringen dauert gerade einen Monat an – schwant ihm: „Der Krieg scheint doch länger zu dauern. Wir stehen wieder vor einer großen Schlacht.“ Am 17. September wird Paul Schwoon bei Reims schwer verwundet. Zwei Tage später erliegt er seinen Verletzungen im Feldlazarett. Es sind die Tage, in denen der verlustreiche Stellungskrieg an der Westfront gerade erst beginnt und die Gräben ausgehoben werden.

Heino Schwoon, der jüngere Bruder, war in seinem Leben bereits viel herumgekommen, kannte San Francisco, England und Belgien, kannte also auch die Länder der Kriegsgegner. Im November 1914 zieht er an die Front. Der Ton seiner Briefe ist ein ganz anderer, wortreich ist er bemüht, seine Mutter zu beruhigen, die gerade erst den Tod des Bruders verkraften musste. Es sind Briefe, in denen Heino Schwoon von Kameradschaft und Blumensträußen schwärmt, „ein Feldbukett ist doch viel hübscher als ein anderes“. Die Tatsache, dass seine Kompanie an Heiligabend nicht unter dem Weihnachtsbaum sitzt, sondern einen Marschbefehl erhält, bleibt zwar nicht gänzlich unkommentiert, aber: „Wir können nicht stolz genug sein auf unser Militär und die großartige Organisation und Heerführung.“

Kampfhandlungen sind kaum ein Thema. Am 23. Juli 1916 notiert er, dass er in der Ferne den „Geschützdonner der Sommefront“ hört, eine Bemerkung, die geeignet ist, keine allzu großen Sorgen aufkommen zu lassen, möglicherweise aber nicht den Tatsachen entspricht. Denn nur

wenige Tage später verfasst er einen Brief an seinen Schwager, der an Deutlichkeit kaum zu wünschen übrig lässt: „Es ist ein Menschenmorden an dieser Front, wie es selbst vor

Ausstellungshinweis

Gleich mehrere Sonderausstellungen widmeten sich in diesem Jahr dem Ersten Weltkrieg.

Bis zum 31. Januar 2015 präsentiert das Schlossmuseum Jever unter dem Titel „Und noch geht es mir gut!“ eine Ausstellung von Feldpostkarten. Die Korrespondenz stammt aus Nachlässen von Familien aus der Region.

Ein Flyer mit weiteren Informationen auch zu den Ausstellungen in Esens, Aurich, Leer, Emden, Westoverledingen und auf Norderney kann bei der Ostfriesischen Landschaft angefordert werden.

Verdun schlimmer nicht möglich ist.“ Der Brief schließt mit der Bitte, „um Gotteswillen“ nichts der Mutter gegenüber zu erwähnen. „Es wird ja schon gut gehen.“ Als der Brief ankommt, ist Heino Schwoon tot. Er stirbt am 4. August bei Pozières – das Dorf liegt mitten im Zentrum der Sommeschlacht.

Zu dieser Zeit befindet sich Fritz Schoon gerade erst zwei Wochen an der Front. Der Älteste der drei Brüder findet offenbar keine Zeit, Briefe zu schreiben. Die einzige Post, die seine Mutter erhält, ist vermutlich die von seinem „Heldentod“. Er fällt am 28. August in der Nähe von Kowel, einem Verkehrsknotenpunkt im Westen der Ukraine.

Bewegung und Vergnügen in Sande

150 Jahre Turn- und Sportverein

VON HENNING KARASCH

Im 19. Jahrhundert lag der Beginn der Turnbewegung in Deutschland. „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn legte 1811 auf der Hasenheide bei Berlin den ersten Turnplatz an. 52 Jahre später, am 22. Juni 1863, kamen auch im Kirchspiel Sande im heutigen Landkreis Friesland sechs Personen zusammen, um einen Turnverein zu gründen.

Das Jahr 2013 stand daher beim Turn- und Sportverein, kurz TuS, Sande ganz im Zeichen des 150. Gründungsjubiläums. Einer der Höhepunkte des Jubiläumsjahres war der Festakt im März. Gastredner war Prof. Dr. Jürgen Dieckert, Ehrenpräsident des Deutschen Turnerbundes. Er animierte die Gäste zu Gymnastik zwischen den Reden. Die Video-Clip-Dancing-Gruppe zeigte ihr Können. Engagierte TuS-Mitglieder hatten eine Fotoschau zusammengetragen.

Im April und September machte der TuS Sande mit Gesundheitstagen auf sein umfassendes Sportprogramm aufmerksam. Ein Ausflug nach Langeoog und das Sportfest „Faszination TuS-Welten“ mit Sportabzeichentag für Familien waren Höhepunkte im Juni.

Wie der Chronik von Klaus Bünting, der 1961 als Jugendwart begann und ab 1965 Vorsitzender des TuS war, zu entnehmen ist, wurde der Landwirt Otto Luers zum ersten Vorsitzenden bestimmt, erster Turnwart war Postexpedient Wilhelm Peters und erster Schriftwart Pastor Theodor Schaumburg.

Durch die Kriege mit Dänemark, Österreich und Frankreich und den Beitritt des Herzogtums Oldenburg zum von Preußen dominierten Norddeutschen Bund wurden die turnerischen Aktivitäten und das Vereinsleben stark behindert. Es kam wahrscheinlich immer wieder für längere Zeit sogar ganz zum Erliegen.

Als „Männer-Turn-Verein Sande“ wurde der TuS am 1. Juni 1892 neu gegründet. „Turnwart und Sprecher“ war H. Poppinga. Man feierte ein erstes Stiftungsfest. Zu den „General Versammlungen“ erschienen acht bis zwölf Mitglieder. Vereinzelt erfolgte die Aufnahme von „Turnzöglingen“ zwischen 14 und 17 Jahren. Zweimal wöchentlich wurde geturnt.

1895 beteiligten sich erstmals Sander Turner an einem Wettturnen in Zetel. Ab 1897 gehörte der Verein zum Turnverband Friesische Wehde. Wie viele Turnvereine hatte auch der TuS



Sande einen Chor, für den 1902 ein Singwart gewählt wurde. Ab 1903 hatte der Verein auch ein Trommler- und Pfeiferkorps.

Am 1. Juni 1902 wurde die Vereinsfahne geweiht. Sie wurde nach dem Zweiten Weltkrieg vermutlich von Mitgliedern der Besatzungsmächte als Trophäe mitgenommen.

Wie wichtig schon immer die Jugendarbeit war, ist daran ersichtlich, dass bereits 1906 das Schülerturnen eingeführt wurde. Das erste Bezirksturnfest in Sande folgte 1908.

Kurz bevor im Ersten Weltkrieg das Vereinsleben zum Erliegen kam, wurde 1914 eine Mädchen- und Frauenabteilung gegründet, deren Turnerinnen gleich beim Verbandsturnfest in Steinhausen antraten.

Am 2. Februar 1919 wurde der Turnbetrieb wieder aufgenommen und eine Alt-Herren-Riege gegründet. Im Jahr darauf änderte der Verein seinen Namen in „Turnverein Sande von 1892“, um den vielen weiblichen Mitgliedern Rechnung zu tragen.

Der Turnverein erhielt 1922 seinen ersten Sportplatz und beschloss 1926, eine Turnhalle zu bauen. Es wurde ein Kauf-



Gesundheitstag in Sande.

Foto: Henning Karasch

vertrag zwischen Gastwirt A. Körber und dem TV Sande für ein Grundstück zum Bau einer Turnhalle abgeschlossen. Da die Kosten von über 4.000 Reichsmark nicht aufgebracht werden konnten, unterblieb der Bau.

Die Vereinssatzung trat am 17. Februar 1935 außer Kraft. Sie wurde durch eine Einheitssatzung des Deutschen Reiches ersetzt. Der Vereinsvorsitzende wurde nicht mehr gewählt und hieß jetzt Vereinsführer. Noch bis 1943 wurde von der Teilnahme an Wettkämpfen berichtet.

Am 14. Februar 1946 beschlossen 61 Anwesende einer Versammlung die Wiederbelebung des Turnens in Sande. Auf Anordnung der Siegermächte musste der Vereinsname geändert werden, der nun TuS Sande hieß.

1952 hatte der Verein 212 Mitglieder. Bei der Grundschule Sande wurde sieben Jahre darauf eine Turnhalle gebaut und der Schule und dem Verein übergeben. 240 Sander meldeten sich als Mitglieder des Turnbetriebes an.

Seit 1968, als der TuS Sande 321 Mitglieder zählte, gibt es den Gemeindefortsportbund Sande (GSB). Dessen Vorsitzender

wurde TuS-Vorsitzender Klaus Bunting. Schon vier Jahre später gehörten dem TuS über 500 Personen an.

1977 hatte die Raumnot ein Ende, die Ballsportarten Faustball und Tischtennis, aber auch Judo und andere verfügen seither mit der Sporthalle am Falkenweg über einen fachgerechten Sportboden.

Von 1978 bis 1979 stieg die Mitgliederzahl um ganze 20 Prozent, sodass ein Mangel an Übungsleitern eintrat. Seit 1980 ist der TuS Sande eingetragener Verein. Ein Jahr später nahm er das 800. Mitglied auf. Ab Januar 1982 hatte der TuS mit Monika Bode die erste hauptamtliche Übungsleiterin. Sie gründete eine Jazztanzgruppe. Mit Gudrun Schoon wurde 1992 die erste Geschäftsführerin eingestellt.

Der ehemalige Werkraum der Grundschule, zwischen Schule und Turnhalle gelegen, wurde 1985 nicht mehr genutzt. Mit der Gemeinde wurden ein Pachtvertrag für 15 Jahre und die notwendigen Umbauarbeiten zum Vereinsheim verabredet, die der TuS selbst durchführte. Am 15. Dezember 1985 erfolgte die Einweihung und Schlüsselübergabe des Vereinsheimes. Der Pachtvertrag wurde von 2001 bis 2018 verlängert.

Im Jahre seines 125-jährigen Jubiläums knackte der TuS die 1.000-Mitgliedermarke und gehörte damit zu den 450 größten unter den 8.000 Mitgliedsvereinen des Landessportbundes Niedersachsen.

Nach dem Mauerfall wurden die Gemeinde Sande und die Stadt Ueckermünde Partner. Am 17. Juni 1990 folgte die Partnerschaftserklärung zwischen dem TuS Sande und dem Ueckermünder Turnverein von 1861. Zum ersten Sommerzeltlager für Kinder zwischen acht und zwölf Jahren, später „Würmchenlager“ genannt, kamen auch Kinder aus Ueckermünde.

Auch durch Mangel an Hallenstunden waren die Mitgliederzahlen des TuS 1991 rückläufig. Eine weitere Turnhalle wurde dringend erforderlich. Die Gemeinde kaufte 1997 an der Berliner Straße eine Halle, um sie 1999 nach einem Umbau auch dem Sport zur Verfügung zu stellen.

An den TuS-Sportangeboten in Kursform, die seit 2006 angeboten werden, können auch Nicht-Mitglieder teilnehmen. Dennoch sank die Mitgliederzahl bis 2009 auf 960 Mitglieder. Im selben Jahr erhielt der kreiseigene Sportplatz in Sande einen Kunstrasen.

Der heute rund 950 Mitglieder zählende TuS Sande bietet ein breites Spartenangebot von Ballspielen für Grundschüler bis zum Coronarsport. Seine Mitglieder blicken zuversichtlich in die nächsten 150 Jahre. Leider konnte der Vorsitzende Klaus Bunting das Jubiläumsjahr nicht mehr im vollen Umfang miterleben. Er verstarb am 25. April 2013 und hatte bis März noch aktiv an den Vorbereitungen für das Jubiläumsjahr mitgearbeitet. Die Vereinsmitglieder werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Königin Amalie kehrt in ihr Rasteder Vaterhaus zurück

VON MARGARETHE PAULY

Der Kunst- und Kulturkreis Rastede (KKR) konnte kürzlich für das Rasteder Palais einen besonderen Schatz erwerben: eine kleine Porzellan-Statuette der Königin Amalie von Griechenland. Bei der Figur handelt es sich um eine etwa 40 Zentimeter hohe Skulptur aus Biscuitporzellan, und die Inschrift am Sockel lautet: Königin Amalia von Griechenland – Eduard Mayer fec. 1849. Den Ankauf haben dankenswerterweise die EWE Stiftung, die Gemeinde Rastede und der KKR ermöglicht.

Diese Statuette war bereits im Jahr 2004 viel bewunderter „Gast“ im Palais Rastede während der Ausstellung Amalie (1818 – 1875) Herzogin von Oldenburg – Königin von Griechenland. Der Eigentümer und Leihgeber Eilert Viet, ein ausgezeichnete Kenner der oldenburgischen Geschichte, betonte damals immer wieder, er freue sich, dass sich Amalie für eine Weile ausgerechnet im Palais Rastede aufhalten dürfe, da dieses für ihren Vater, den späteren Großherzog, von dessen Vater Herzog Peter Friedrich Ludwig ab 1822 als Erbprinzenpalais eingerichtet worden war. Herzogin Amalie dürfte hier in ihren Kinderjahren schöne Sommerwochen verbracht haben. Eilert Viets Wunsch war, dass die kleine Porzellanfigur „später einmal“ für immer nach Rastede kommen solle – was nun geschehen ist.

Amalie, die älteste Tochter des Oldenburger Großherzogs Paul Friedrich August (1783 – 1853), hatte zum großen Stolz ihrer Familie 1836 den griechischen König Otto (1815 – 1867) aus dem Hause Wittelsbach geheiratet. In dem an der Statuette vermerkten Jahr 1849 war sie das zweite Mal wieder in ihrer alten Heimat.

Acht Jahre zuvor, 1841, hatte ihr erster Besuch im Vaterland als Königin von Griechenland stattgefunden. Während aller ihrer Aufenthalte im Oldenburgischen, auch späterer, war sie besonders gerne in ihrem lieben Rastedt, der großherzogli-



Statuette der Königin Amalie von Griechenland. Foto: Norbert Gerdes

chen Sommerresidenz. Hier hielt sich der Hof üblicherweise in den frühen Sommermonaten auf, und hier konnte die Familie mehr ihr Privatleben genießen als in der Haupt-Residenzstadt Oldenburg, wo es förmlicher zuging. Amalie, die in Athen den Königlichen Garten und weitere Grünanlagen mit großer Leidenschaft anlegte, erfreute sich in Rastede besonders an den Garten- und Parkanlagen ihres Vaters, die er mit großer Kennerschaft gestaltet und verschönert hatte und über die sie mit ihm auch in ihren Briefen gerne „fachsimpelte“. Amalie war außerdem begeisterte Reiterin, und sie hatte hier die Gelegenheit zu weiten Ritten über Land.

Während ihres Besuchs im Jahr 1849 gab Großherzog Paul Friedrich August dem Bildhauer Eduard Mayer die Porzellan-skulptur seiner königlichen Tochter in Auftrag.

Eduard Mayer wurde 1812 in Asbacherhütte im Hunsrück geboren. Er war Schüler von berühmten Bildhauern wie Ernst



Links: Die Statuette Königin Amalies (rechts) im Arbeitszimmer ihres Vaters im Schloss zu Oldenburg. Theodor Presuhn um 1850. Foto: Landesmuseum Oldenburg.

Palais Rastede zur Zeit Königin Amalies. Lithografie von E. Ciceri nach Dettloff (um 1850). Privatbesitz.

Rietschel und Christian Daniel Rauch – nach einer Vorlage von Letzterem wurden übrigens auch 1870 die bronzenen Hirsche gegossen, die dem Hirschtor am Rasteder Park seinen Namen gegeben haben. Mit Vorliebe schuf Mayer Gestalten der griechischen Mythologie. Werke von ihm befinden sich unter anderem in der Nationalgalerie in Berlin und in der Neuen Orangerie im Park Sanssouci in Potsdam; Auftraggeber war der große Kunstkenner und Italienliebhaber König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Mayer hatte einige Jahre in Paris verbracht und lebte dann, wie viele der damaligen Künstler, immer wieder in Rom, schuf dort auch 1853 die etwa lebensgroße Marmorstatue der Venus für den klassizistischen Rundpavillon (1790er-Jahre) im Rasteder Schlossgarten, nach ihr wurde dieser dann Venustempel genannt. Der Künstler war mehrfach für die großherzogliche Familie tätig. Als der Erbprinz Nikolaus Friedrich Peter (1827 – 1900) auf seiner mehrmonatigen Italien- und Griechenlandreise 1850/51 Rom besuchte, war neben anderen Eduard Mayer sein Führer zu den Kunststätten. Der Kontakt des Bildhauers zum Oldenburger Hof war wahrscheinlich durch seinen Bruder, den Gymnasiallehrer und Schriftsteller Dr. phil. Carl August Mayer (1808 – 1894) hergestellt worden, der in Oldenburg an verschiedenen Schulen unterrichtete und ebenfalls ein großer Italienkenner und -liebhaber war. Der Künstler Eduard Mayer starb 1881 im oberbayrischen Bad Aibling.

Von der Statue Königin Amalies wurden mehrere Porzellanabdrücke hergestellt, wie aus der Großherzoglichen Schatull-Casse im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg zu belegen ist. 250 Reichstaler Gold erhielt der Künstler für gelieferte „Gypsabgüsse und Bisquitabdrücke seiner Statuette Ihrer Majestät, der Königin Amalie von Griechenland“. Der Verbleib von drei Statuetten ist uns bekannt. Selbstverständlich wurde auch eine „Königin Amalie“ nach Athen zu König Otto

geschickt; am 18. Juni 1850 schrieb Amalie an ihren Vater: „Otto, der gestern Deinen Brief erhielt, freut sich sehr auf die Statuette, die nun wohl bald kommen wird.“

Dass die Statuette auch in Oldenburg Anklang gefunden hat, erfahren wir aus einem Brief Lina von Eisendeckers. Die Ehefrau des Oldenburger Ministers Wilhelm von Eisendecker schrieb am 20. Februar 1850 an den mit ihr befreundeten Märchendichter Hans Christian Andersen, der mehrmals in Oldenburg – und auch in Rastede – weilte: „Der Sommer [1849] war recht interessant durch einen langen Besuch der schönen

Auf den Spuren der Königin Amalie nach Athen

Für interessierte Mitglieder bietet die Oldenburgische Landschaft vom 20. bis zum 25. April 2015 eine Studienexkursion „Auf den Spuren der Königin Amalie“ nach Athen an. Bitte lassen Sie sich unverbindlich in die Interessentenliste aufnehmen. Sobald das genaue Programm und die Kosten feststehen, werden Sie benachrichtigt und können dann entscheiden, ob Sie an der Exkursion teilnehmen.

Kontakt:

info@oldenburgische-landschaft.de | Tel.: 0441/779180

Königin aus Griechenland. (...) Der Bildhauer Mayer aus Rom den Sie ja auch kennen war längere Zeit hier [in Oldenburg], er hat eine allerliebste Statuette gemacht von der Königin ...“

Rastede kann sich glücklich schätzen, dass diese allerliebste Statuette von Königin Amalie von Griechenland nun im Palais ihre neue Heimat gefunden hat. Nochmals sei allen gedankt, die diesen Erwerb ermöglicht haben.

Ein vergessener Komponist?

Daniel Friderici (1584 – 1638)

VON AXEL MAY



Im Jahr 1609 hat Graf Anton Günther von Oldenburg nach dem Vorbild von anderen Landesherren des frühen 17. Jahrhunderts begonnen, eine kleine Hofkapelle mit Kantorei aufzubauen. In dem Bemühen, seine Musiker mit den neuesten Kompositionen zu versorgen, war er stets gut über die Angebote des Musikalienmarktes informiert. So kaufte er Anfang 1614 eine Sammlung von geistlichen Liedsätzen eines unbekanntes Rostocker Studenten namens Daniel Friderich. Das Werk trägt im typischen Stil der

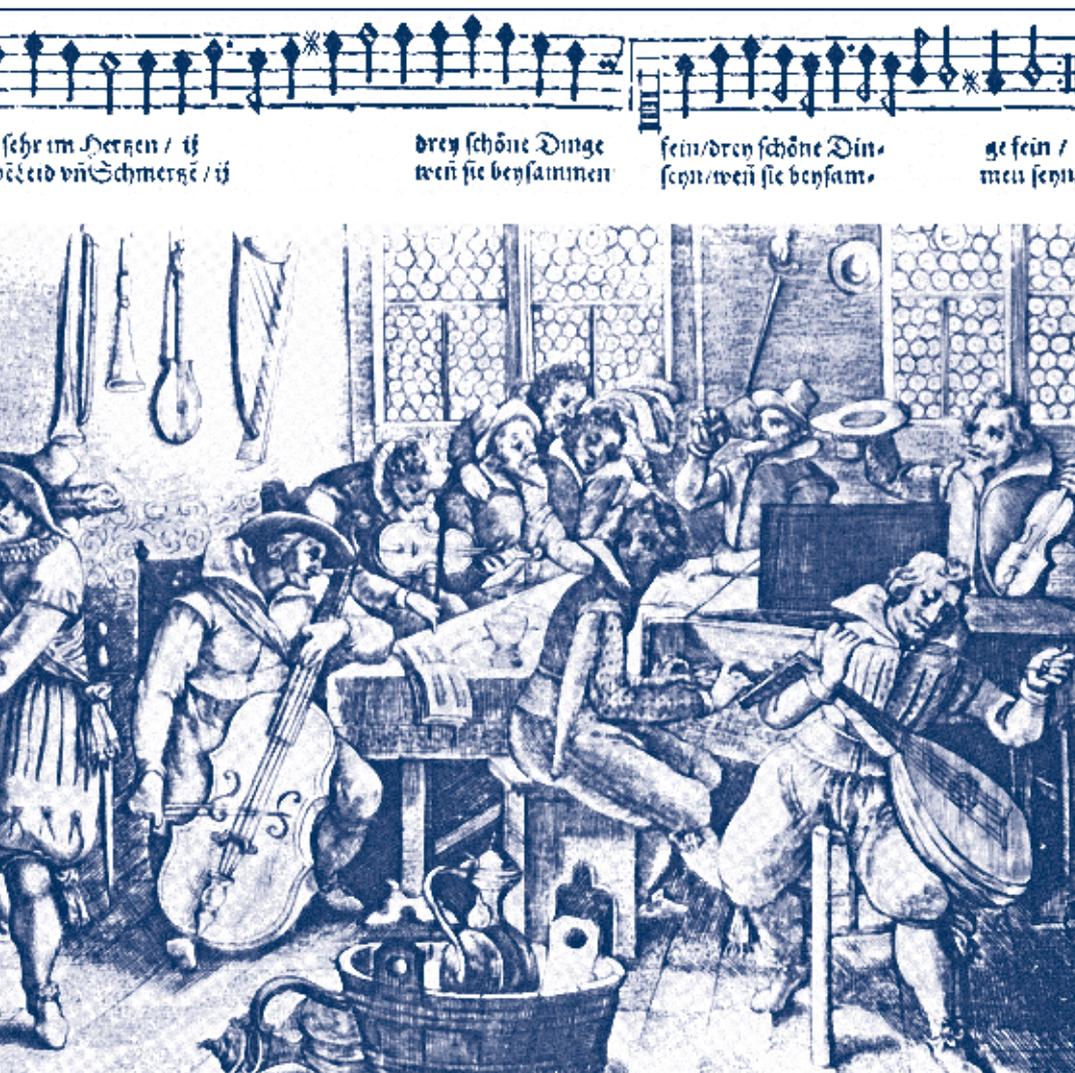
Zeit den „barocken“, hier verkürzten Titel „Sertum musicale primum oder Erstes Musikalisches Kränzlein von schönen wolriechenden Blümlein, so im Lustgarten Gottes des Heiligen Geistes gewachsen“.

Die 21 Chorsätze für drei Stimmen sind Vertonungen von lateinischen Psalmentexten, die vom Komponisten selbst eingerichtet worden sind. Nach Sichtung der Notendrucke und dem Ansingen der Sätze entschied sich Anton Günther, dem offensichtlich begabten Komponisten das Amt „pro Cantore und Chori Musici Praefecto beydes zu Hof und in der Stadtkirchen“ anzubieten. Wahrscheinlich tat er dies noch, bevor er eine Kostprobe der weltlichen Kompositionen Friderichs gehört hatte, die acht Wochen später erschienen sind. Der aus ärmlichsten Verhältnissen stammende, mittellose Student nahm das Angebot an, obwohl er seine Verlobte in Rostock zurücklassen musste. Er brach sein Studium ab und nahm noch im Frühsommer 1614 seine Tätigkeit in Oldenburg auf.

Wer war dieser Daniel Friderich oder Friderici, wie er sich später mit latinisiertem Namen nannte? Und wie viele Oldenburger kennen heute noch den Namen dieses Komponisten, der wegen seiner Begabung schon bald im Mittelpunkt des Interessenkonfliktes zwischen Rostock und Oldenburg stehen sollte? Immerhin wird sein Madrigal „Wir lieben sehr im Herzen“ noch gelegentlich gesungen. Über 500 gedruckte Kompositionen und Bearbeitungen mit vielen Neuauflagen weisen darauf hin, dass Fridericis Bedeutung im 17. Jahrhundert weitaus größer war, als heute allgemein bekannt ist. Zur vierhundertsten Wiederkehr seines Dienstantritts in Oldenburg scheint es daher geboten zu sein, an das Wirken des mit Abstand hervorragendsten Musikers zu erinnern, der im 17. Jahrhundert in Oldenburg tätig war.

Die Aufgaben eines Kantors waren 1614 sehr vielfältig. Als Hofkantor (später „Hofkapellmeister“ genannt) hatte er mit nur drei bis vier Instrumentalmusikern und vier bis fünf ausgebildeten Sängerknaben bei Banketten und Festen die Unterhaltungs- und Tanzmusik zu gewährleisten. In der Schlosskapelle und der Lambertikirche musste der Chorus Musicus die Figuralmusik (mehrstimmigen Gesang) vortragen. Friderici leitete selbst als Präfekt die Kurrende, den Chor der armen La-





Links: Titelblatt von Daniel Friderici, *Musica figuralis* (Nachdr. d. Ausg. Rostock 1638, Kassel 2006). Rechts: Plakatcollage unter Verwendung eines Stichs von Simon de Passe (Kunstsammlungen der Veste Coburg)

teinschüler, mit dem er in den Straßen Oldenburgs einen Teil des Lebensunterhaltes erbettelte und aus dem er die Sänger des Chorus Musicus rekrutierte. Bei Bestattungen wurde, je nach Sozialstatus des oder der Verstorbenen, mit mehr oder weniger hohen Sänger- und Schülerzahlen teilgenommen. Dazu kamen Hochzeiten und Taufen. In der Lateinschule, der Vorgängerin des Alten Gymnasiums Oldenburg, erteilte der Kantor Musik-, Religions- und eventuell auch Lateinunterricht. Ferner hatte Friderici Privatschüler. Trotz dieser vielfältigen Tätigkeiten ist in Oldenburg keine Archivalie mehr erhalten, die seinen Namen trägt. Dieser Umstand hat mit dazu beigetragen, dass der Komponist heute in Oldenburg – anders als in Rostock – weitgehend vergessen ist.

Selbstverständlich hat Friderici, neben dem Dienst an Hof, Lambertikirche und Lateinschule, auch komponiert. Da sich im kleinen Oldenburg eine Druckerei nicht halten konnte, erschien der nächste Notendruck 1617 in Lübeck. Friderici hat sein „*Servia musicalis altera* Oder Anderes Musikalisches Sträußlein“, den zweiten Teil der Sammlung weltlicher Lieder, dem Oldenburger Bürger und Stadtsyndikus Andreas Fritzius gewidmet, mit dem er befreundet war. Diese Chorsätze sind überwiegend,

wenn nicht gar alle, in Oldenburg geschrieben worden. Warum Friderici keine Komposition Graf Anton Günther gewidmet hat, wird für immer ein Geheimnis bleiben.

Ein besonderes Werk, das im ganzen 17. Jahrhundert eine weite Verbreitung fand, ist das Kompendium „*Musica figuralis* Oder Neue Klärliche Richtige und Verständliche Unterweisung Der Singekunst“. In dem kleinen Schulbuch für den Musikunterricht hat Friderici seine vierjährigen Erfahrungen als Kantor in Oldenburg in teilweise sehr plastischer und drastischer Sprache zusammengefasst. Allerdings waren die Adressaten für die „*Musica figuralis*“ schon die Schüler der Partikularschule in Rostock, da Friderici vor Christi Himmelfahrt 1618 auf mehrfaches Ersuchen des Rostocker Rates aus den Diensten des

Grafen von Oldenburg entlassen worden war. Somit hat eins der frühesten und beliebtesten Schulbücher für den Musikunterricht in deutscher Sprache seinen Ursprung in Oldenburg.

Nach einem rastlosen Leben hatte der Komponist in Rostock endlich seine Lebensstellung als Cantor primarius (noch immer als Student!) gefunden. Hier promovierte er sich 1619 zum Magister, leitete an der Marienkirche die Figuralmusik mit überwiegend eigenen Kompositionen, schenkte der Studentengemeinde viele weltliche Lieder mit selbst verfassten Texten, tat in der Schule Dienst und war als Bearbeiter und Herausgeber tätig. Schon 1638, im Alter von 54 Jahren, wurde er ein Opfer der Pest.

Zur Erinnerung an diesen bedeutenden Komponisten des Frühbarock präsentiert die Landesbibliothek Oldenburg bis zum 14. Februar 2015 die Ausstellung „Wir lieben sehr im Herzen. Daniel Friderici – Kantor in Oldenburg (1614 – 1618)“. Dazu erscheint ein Begleitband in der Schriftenreihe der Bibliothek.



Ein Juwel im Oldenburger Land

Rundum erneuert: Der „Telegraph“ in Brake

VON GÜNTER ALVENSLEBEN

In der Geschichte des Oldenburger Landes, von der Grafschaft bis zum Großherzogtum und Freistaat, spielt vor allem die Unterweser eine bedeutende Rolle. Seit Jahrhunderten war und ist die Weser für die oldenburgische Schifffahrt eine Art Tor zur weiten Welt und gleichzeitig eine Bestätigung dafür, dass man im Oldenburger Land schon immer bereit war, den Blick auf das Geschehen jenseits der Grenzen zu richten. Das beste Beispiel dafür sind die von Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg im Jahre 1831 veranlasste Gründung der Navigationsschule in Elsfleth – heute größte Hochschuleinrichtung für angehende Seeleute in Westeuropa – und vor allem der Hafen der Stadt Brake als historisch gewachsener Mittelpunkt der oldenburgischen Seefahrt.

Mit der am 27. September erfolgten Wiedereinweihung des Braker „Telegraph“ wird in der Dauerausstellung, die mit einer thematisch gelungenen Neugestaltung aufwartet, die Entwicklung der Schifffahrt auf der Unterweser als wichtiger Wirtschaftszweig des Oldenburger Landes eindrucksvoll dargestellt. Aber nicht nur die Neupositionierung der Ausstellung,

sondern die gesamte Sanierung des 1846 errichteten, unter Denkmalschutz stehenden Signalturmes, haben für das Oldenburger Land einen hohen Stellenwert. Denn der Telegraph, unverkennbar das Wahrzeichen von Brake, ist das Stammhaus und Herzstück des im Jahre 1960 gegründeten Schifffahrtsmuseums der oldenburgischen Unterweser. Weitere Museumsbereiche befinden sich in Brake im Haus Borgstede & Becker mit dem Packhaus (eingeweiht 1985) und in Elsfleth in der Villa Steenzen (Eröffnung 2008). Gut 18 Monate dauerten die umfangreichen Restaurierungsarbeiten im und am Telegraph. Kostenpunkt: circa 600.000 Euro. Die Planungen für die baulichen Veränderungen liefen bereits seit 2002.

Im Rahmen der Feierstunde zur Wiedereröffnung des „Telegraph“ würdigte der 1. Vorsitzende des Trägervereins, Professor Dr. Klaus-Jürgen Windeck, insbesondere das unermüdlliche Wirken seines verstorbenen Vorgängers Klaus Müller und übergab posthum die Ehrenmedaille an die Familie Müller. Als technisches Baudenkmal sei der Telegraph mit seiner einzigartigen Dauerausstellung einmalig in Deutschland. Auch Dr. Kathrin Müller, Referatsleiterin Museen und Bildende Kunst



Der restaurierte „Telegraph“ in Brake. Seine Lage an der Weser hat zu Wasser und zu Lande auch heute noch einen hohen Aufmerksamkeitswert. Foto: Günter Alvensleben

Eine beispielhafte stimmungsvolle Darstellung von bekannten Handelsschiffen aus früherer Zeit befindet sich im Erdgeschoss. Foto: Günter Alvensleben
Die Tafel mit dem Signet von Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg und mit der Jahreszahl 1846 am Eingang zum Telegraph. Foto: Schiffahrtsmuseum der oldenburgischen Unterweser
Zeichen eines traurigen Kapitels der Seefahrtsgeschichte: Der Teil eines Rettungsbootes des gesunkenen Segelschiffes „Pamir“. Foto: Günter Alvensleben



im Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur, wies auf den hohen historischen Wert des Museumsgebäudes hin, das eines der bedeutendsten Museen seiner Art sei. Klaus Müller habe als langjähriger 1. Vorsitzender des Trägervereins mit seinem Engagement große Verdienste erworben.

Thomas Kossendey, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, ging ausführlich auf die wirtschaftliche Bedeutung der Oldenburger Seefahrt ein. Schon früh habe man im Oldenburger Land Weitblick bewiesen, und er freue sich besonders über den betont oldenburgischen Aspekt des Schiffahrtsmuseums Unterweser, symbolisiert durch die Farben Blau und Rot in der Oldenburger Flagge. Das Museum sei ein Juwel, ein frischpoliertes Aushängeschild des Oldenburger Landes, auf das man stolz sein dürfe, und von daher ein bedeutender, unverzichtbarer Bestandteil der Kultur- und Museumslandschaft der Region. Wie alle anderen Festredner lobten auch Landrat Thomas Brückmann und Bürgermeister Roland Schiefke den überragenden Einsatz der Mitarbeiter des Museums und der Museumsdirektorin Dr. Christine Keitsch. Auf die gute Zusammenarbeit mit Klaus Müller wies Dr. Christine Keitsch, seit 2010 Museumsdirektorin, anschließend hin und erläuterte die von einem erstklassigen Arbeiterteam unter ungeheurem Zeitdruck vollbrachte Neugestaltung der Museumsräume. Begleitet wurde die Feierstunde von der mit viel Beifall bedachten Oldenburger Shantyformation „Crossjack“.

In der neuen Dauerausstellung, die einschließlich Untergeschoss auf sieben Ausstellungsebenen gezeigt wird, erhalten die Besucher einen eindrucksvollen Einblick in die Welt der Schifffahrt unter oldenburgischer Flagge. In den zum Teil mit einzigartigen Originalexponaten ausgestatteten Ausstellungsbereichen werden unter anderem die Geschichte und Entwicklung der Häfen an der Unterweser, der Walfang, das Wirken

der Reeder und die Kommunikation zur See behandelt. Jeder Ausstellungsebene ist ein bestimmtes Thema zugeordnet. So findet man im Erdgeschoss Souvenirs und Seemannsmittbringsel aus verschiedenen Jahrhunderten. Als historisches Thema steht hier der Aufschwung der Häfen Brake, Elsfleth, Lemwerder und Nordenham im Mittelpunkt. Im Kellergeschoss ist unter anderem der Teil eines Rettungsbootes der „Pamir“ zu sehen, ein Beispiel dafür, dass auch das traurige Kapitel „Scheitern“ zur Seefahrt gehört. Über Reedereien, Werften und Schiffstypen sowie über die „Schriftliche Kommunikation“ kann man sich im 1. Stock informieren, während im 2. Stock vor allem das Leben, die Erlebnisse und die Lebensgewohnheiten der Seeleute und deren Familien geschildert werden.

Signalwechsel heißt es im 3. und 4. Stockwerk. Hier zeigt der Telegraph, welcher Erfindung er überhaupt seine Existenz zu verdanken hat. Denn neben seinerzeit üblichen Flaggen- und Schallsignalen begann hier am 13. Juli 1846 die Nachrichtenübermittlung für die Schifffahrt auf der Teilstrecke Brake – Bremerhaven und später – bis zur Stilllegung im Jahre 1852 – auf der gesamten Strecke mit auf dem Dach installierten mechanisch zu bewegenden Winklern. Wenn man so will, setzt das 5. Stockwerk, das Turmgeschoss, dem Museum die Krone auf, denn der Blick über die Weser, zur Insel Harriersand, über den Hafen und die Stadt Brake ist überwältigend. Hier wird verständlich, warum die Unterweser die Geschichte des Oldenburger Landes maßgeblich und nachhaltig beeinflusst hat.

Info: Schiffahrtsmuseum Unterweser
Breite Straße 9, 26919 Brake
Telefon: 04401/6791
Internet: www.schiffahrtsmuseum-unterweser.de

Kulturelles Gedächtnistraining

Nachwuchsarbeit vom Feinsten: Wie sich Museum, Verein, Schule, Theater und Kirche für das regionale Vermächtnis stark machen

VON LAELIA KADERAS

Früher, als es noch keine Messer gab, schnitzten sich Krieger ihre Waffen mit einem Schabeisen – ein stählernes Werkzeug mit rechteckiger Klinge. Aus biegsamem Holz, etwa aus Ästen der Esche oder der Eibe, entstanden mit viel Geduld Pfeil und Bogen. Zwei bis drei ganze Tage braucht man heute, um einen historischen Langbogen zu fertigen.

Jetzt sind es Jungen – der eine zehn, der andere schon 14 Jahre alt –, die über vorgeschneidene Holzplatten gebeugt sitzen und schaben, völlig ins Tun versunken. Später werden sie mit ihren selbst gebauten Bögen schießen lernen.

Das **Museum im Zeughaus** in Vechta ist einer von vielen Orten im Gebiet der Oldenburgischen Landschaft, wo das kulturelle Gedächtnis der Region trainiert wird. Und zwar von jungen Menschen. Sie wollen wissen, wie es war. Damals. Zum Beispiel in Vechta. Wie es war, das Leben und Lagern und Kämpfen in der Zitadelle. Wie er war, der ganz normale Alltag auf dem Marktplatz, in den Gassen. Wie dachten, schliefen, aßen die Menschen? Wie rechneten sie, als es noch kein Dezimalsystem gab? Hatten sie schon Haustiere wie



Wie lebten und arbeiteten Menschen in früheren Epochen? Im Museum im Zeughaus soll dies durch eigenes Tun nachempfunden werden. Foto: Museum im Zeughaus

Im Spiel erfahren Kinder und Jugendliche sich selbst – geschützt durch die Rolle. Foto: Foto Oltmanns, Brake
Durch Fernsehauftritte bekannt geworden: die Mühlenhof Musikanten in ihren selbst entworfenen Trachten. Foto: Mühlenhof Musikanten

wir? Wie kleideten sie sich und warum? Wovor fürchteten sie sich? Woran glaubten sie?

Nicht nur die verschiedenen Epochen des Mittelalters wollen die Jungen und Mädchen erfahren, erfüllen, nachbauen und nachspielen – alles wollen sie mit Hand und Kopf und Herz unter die Lupe nehmen, die ganze Regionalgeschichte von der Bronzezeit bis ins Barock. Und während sie sich aus eigenem Interesse Wissen und Fertigkeiten aneignen, merken sie, wie stark scheinbar Vergangenes auf ihr eigenes Leben einwirkt. „So sind sie automatisch infiziert für Geschichte“, sagt Museumsleiter Axel Fahl-Dreger.

Das Erfolgsgeheimnis des Museums im Zeughaus: „Wir nehmen Kinder aus Kindergarten und Grundschule in die Arbeit rein und betreuen sie weiter und weiter und weiter.“ Wer im jungen Alter zum Beispiel seinen eigenen Langbogen schabt, will später vielleicht dem Heer angehören und mit vielen anderen eine mittelalterliche Stadt nachbauen. Vielleicht will er Fechten lernen und bei „Artus, die neue Tafelrunde“ mitspielen, fängt an, Schnittmuster für historische Kleidungsstücke zu recherchieren und sich – zusammen mit Gleichgesinnten – ein Leinengewand zu nähen. Vielleicht findet er Gefallen an der Sprache und schreibt mit am Drehbuch für das nächste Theaterstück. Alles ist möglich im Museum im Zeughaus



mit seinen rund 50 Ehrenamtlichen, die bauen und schneiden und anleiten und schreiben und zusammen mit Kindern und Jugendlichen Ideen entwickeln, Quellen studieren und frisch erworbenes Wissen praktisch umsetzen.

Ist es in „viel, viel Basisarbeit“ gelungen, „intrinsische Motivation“ zu schaffen, gehe es darum, Gruppenprozesse zu steuern und Angebote zu verzahnen, erklärt Axel Fahl-Dreger. So stehen den zweieinhalb fest Angestellten des Museums heute nicht nur die vielen Ehrenamtlichen, sondern noch mehr „Ziehkinder“ zur Seite, die die Ziele des Museums zu ihren eigenen Zielen gemacht haben.

Für eine lebendige Weitergabe des kulturellen Vermächnisses steht auch die **Niederdeutsche Bühne Brake**. Seit 1932 gibt es sie schon, mit kurzer kriegsbedingter Unterbrechung. Dem Theater in plattdeutscher Sprache haben sich seither viele verschrieben, die sich ihrer regionalen Identität bewusst sind – oder während der Bühnenarbeit bewusst wurden. „Früh angefangen, dabeigeblichen, älter geworden, die Leitung übernommen“ hat beispielsweise Nina Oltmanns. Mit sechs Jahren hat die heute 28-Jährige als „Fleutjeeper“ platt snacken gelernt. In Liedern und Sketchen, beim Tanzen und Musizieren.

Kaum ein Kind spricht Plattdeutsch, wenn es bei den Fleutjeepern anfängt. Aber: „Oft reden Oma und Opa noch Platt, und so können sie es verstehen und schnell nachsprechen“, sagt Nina Oltmanns.

Zwar dürfen die Kleinen hin und wieder beim traditionellen Weihnachtsmärchen der Niederdeutschen Bühne Brake auftreten, doch richtig los geht es erst mit 14 Jahren. „Die meisten, die das Alter haben, sind ganz wild darauf, zu den Spökenkiekern zu wechseln“, weiß Nina Oltmanns. Bei den „Spökenkiekern“, der Jugendgruppe, wird nämlich geschauspielert. Endlich rauf auf die Bretter, die die Welt bedeuten.

Nina Oltmanns hat mittlerweile eine theaterpädagogische Ausbildung absolviert – die frühe Leidenschaft hat sie bis heute nicht losgelassen. Jetzt macht sie den älteren Bühnennachwuchs mit Körpersprache, Gestik, Mimik und Stimmeinsatz vertraut. Gelegentlich stoßen Jugendliche dazu, die Plattdeutsch von der Pike auflernen müssen. „Da merkt man den

Sprung“, sagt die Leiterin. Wer in der Sprache verwurzelt sei, familiär oder durch die Fleutjeeper geschult, lerne die Texte wesentlich leichter. Denn: „Platt hat eine eigene Wirkung: Es klingt weicher, und das ist oft verwirrend.“ Plötzlich sei eine andere Dynamik da, eine ungewohnte Satzmelodie, und damit bekomme auch das Spiel eine neue Nuance.

Dann, irgendwann, ist es so weit: Der Vorhang hebt sich, das Spiel beginnt. Und obwohl alle bestens vorbereitet sind, „ist das Lampenfieber bei allen ganz gut da“, weiß die Theaterpädagogin.

Dennoch: Wer einmal Blut geleckt hat, bleibt. Selbst wenn die Zeit der „Spökenkieker“ offiziell vorbei ist: „Von allein geht mit 18 Jahren keiner“, stellt Nina Oltmanns fest.

Die meisten in den Gruppen kennen sich schon aus Gymnasium oder Realschule, aus dem Freundeskreis, aus der Clique, aus der Familie.

Mit ihrer Begeisterung für das plattdeutsche Theater stecken sie einander an, meistens ein Mädchen ein anderes – eine Freundin, eine Schulkameradin, die Schwester, die Cousine. Jungen seien in dem Alter oft gehemmter, weniger extrovertiert, sagt Oltmanns. Wenn sie sich aber trauen, wollen sie von dem, was sie im Spiel über sich selbst erfahren, nicht mehr lassen. „Nachwuchsarbeit ist bei der Bühne ein Selbstläufer“, sagt Nina Oltmanns. Die Tür steht allen offen. Nur am Rand stehen und zugucken sollte keiner. Mitmachen. Sich ausprobieren. Erleben, wie es ist. Das ist Oltmanns' Credo – und vielleicht das Geheimnis der Niederdeutschen Bühne Brake.

Theater macht stark, und Plattdeutsch ist cool. Aber Trachten? Holzschuhe? Volksmusik? Im 600-Seelen-Dorf Westerloy im Ammerland trifft sich seit 1979 ein Chor, der nur aus Frauen und Mädchen besteht – die **Mühlenhof Musikanten**. Seit 35 Jahren treten sie mit Schunkelliedern und norddeutschen Heimatklängen auf. Etwa die Hälfte des heute 24-köpfigen Chors besteht aus Kindern und Jugendlichen; die zurzeit Jüngste ist acht Jahre alt. „Werbung machen wir nicht“, sagt Helma Hollander, Sprecherin und langjährige Chorleiterin der Mühlenhof Musikanten. An Nachwuchs gab es trotzdem nie Mangel. Oft sind es Eltern, Verwandte, Freunde oder Schulka-





meraden, die die Kinder anstecken. Manche von ihnen haben früher selbst im Chor gesungen und gespielt.

Ohne Gitarre, Akkordeon, Keyboard oder Trompete geht es nicht. Wer dabei sein will und kein Instrument spielt, muss eben eines lernen. Und üben muss er auch, viel üben. Immerhin treten die Mühlenhof Musikanten häufig auf – heute meist in Kirchen, auf Märkten, auf Festen, bei Goldenen Hochzeiten, Jubiläen und Weihnachtsfeiern. Manchmal auch im Fernsehen, so vor einiger Zeit in der Sendung „Immer wieder sonntags“ im Ersten.

Früher waren die Mühlenhof Musikanten oft im Fernsehen zu sehen, beim NDR, beim MDR, beim WDR – „durch ganz Deutschland sind wir gereist“, sagt Helma Hollander. Und im Radio waren ihre volkstümlichen Lieder auch zu hören. Bekannt gemacht hat den Frauen- und Mädchen-Chor 1990 ein Auftritt bei Rudi Carrell. Von „Heimweh“ und „Drömerie“ ließen sich die Fernsehzuschauer überraschen, und die Mühlenhof Musikanten fanden Anhänger in allen deutschsprachigen Ländern. Mitunter wurde sogar die Westerloyer Chortracht kopiert, weiß Helma Hollander: die weißen Puffärmelblusen, die blau-weiß gestreiften Röcke mit rotem Bund, der breite Kragen-Schlupf und die roten Holzschuhe.

Der Montana-Musikverlag horchte auf und schickte den renommierten Liedtexter und Komponisten Hans Hee nach Westerloy. Über 180 Lieder schrieb er für den Chor. 13 CDs entstanden – die letzte vor zwei Jahren.

Aus dem Vorentscheid des Grand Prix der Volksmusik 1991 gingen die Mühlenhof Musikanten mit „Dat noch in hundert Jöhren“ als Sieger hervor: Beim Internationalen Grand Prix der Volksmusik – für Deutschland, Österreich und die Schweiz – schafften sie es damit immerhin auf Platz sechs. Noch zwei weitere Jahre kamen sie ins Finale.

Tourneen gehörten zum Alltag. „Jetzt ist das Unterwegssein mit Kindern schwieriger geworden“, erklärt Helma Hollander. Die Kinder verbrachten mehr Zeit in der Schule, und auch die Freizeitaktivitäten haben zugenommen. Hinzu komme der

große Aufwand, die Mädchen für Tourneen vom Unterricht befreien zu lassen. Eltern, Schule, Arzt, Jugendamt und Gewerbeaufsichtsamt – alle müssten zustimmen. Schließlich gelte das Musizieren auf Reisen als Kinderarbeit, erklärt Helma Hollander.

Als Hans Hee 2009 starb, beschlossen die Mühlenhof Musikanten, sein Textvermächtnis in Ehren zu halten. Neue Lieder werden bewusst nicht mehr geschrieben; die Mühlenhof Musikanten pflegen das Repertoire, das Hee ihnen hinterlassen hat. Ist der TV-Ruhm von einst Teil der Dorfgeschichte geworden? Familiengeschichte gar? Offenbar ja. Helma Hollander: „Gerade die Jüngeren freuen sich, die alten Lieder wieder aus der Kiste zu holen.“

Altes neu beleben – darum ging es unter anderem bei „Kulti geht multi“. Für ein generationsübergreifendes Kultur-Experiment brachte Janina Stein Schülerinnen und Schüler der Cäcilien- und Wilhelmschule Willemshaven mit Seniorinnen und Senioren zusammen (siehe auch kulturland oldenburg Nr. 161). Janina Stein absolviert ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) bei der Oldenburgischen Landschaft, und ihr Projekt sollte traditionelle mit modernen Kulturtechniken, die Kriegsgeneration mit der digitalen Generation verbinden. Die Gymnasiasten waren im Nu gewonnen; organisatorisch einigte man sich schließlich auf drei Klassen, die während des Unterrichts Workshops anboten. Das Besondere: Mal gaben die Elf- bis 14-Jährigen ihre Fertigkeiten weiter, mal die Senioren, mal folgten alle den Anleitungen von Lehrern und Tanzlehrern. Alt und Jung lernten voneinander und miteinander – ein Schulbeispiel, das Schule machen könnte.

Häkeln, das ist eine dieser traditionellen Kulturtechniken. Luftmaschen, Stäbchen, Zunehmen, Abketten. Wie zieht man den Faden durch, wo sticht man ein? Auch Stricken konnten schon Oma und Uroma. Und: Wer könnte gewiefter sein in „Kalter Küche“ als eine Hausfrau alter Schule? Tatsächlich lernten die Mädchen und Jungs jede Menge nützlicher Tricks:



Im Projekt „Multi geht kulti“ tauschten SchülerInnen der Cäcilienchule Wilhelmshaven und Erwachsene jeden Alters Fertigkeiten aus. Foto: Janina Stein
Bogenschießen ist eine Konzentrationsübung. In der Katholischen Akademie Stapelfeld geht es vor allem um das Erleben eigener Fähigkeiten und um Wertschätzung. „Etwas Ungewöhnliches“ zu tun, sei ein Weg dorthin. Foto: Akademie Stapelfeld

etwa Zwiebeln flink zu hacken oder Tomaten so zu schneiden, dass der Saft nicht verloren geht. Und weil die Zutaten natürlich frisch sein mussten, gehörte es zum Workshop, auf dem Wochenmarkt einzukaufen. Gemeinsam entstanden Dips und Brotaufstriche, aber auch Mozzarella-Schnecken und Fliegenpilze aus Ei und Tomate. Die junge Generation trug mit witzigen Einfällen beim Verzieren der Gerichte bei.

In einem anderen Kultur-Workshop ließen sich die Jugendlichen willig ein plattdeutsches Lied beibringen, während sie selbst einen Song von „Revolverheld“ weitergaben. Beim Töpfern widmeten sich die Senioren der Form; die Jungen hatten Spaß an den Details. Am Ende bevölkerten tönernerne Schildkröten, Schnecken und Stilleben-Schalen die Werktsche. An Hip-Hop wagte sich nur eine einzige Ältere heran – die 76-jährige Großmutter einer Gymnasiastin.

Überhaupt: Scheu waren vor allem die Seniorinnen und Senioren. Sie fürchteten, nicht mithalten zu können und belächelt zu werden. Schon im Vorfeld musste sich Janina Stein ordentlich ins Zeug legen, um ältere Menschen für das Projekt zu gewinnen. Nur 15 hatten sich angemeldet. Spontan standen dann aber doch rund 40 Frauen und Männer auf der Schwelle, um zum Ende des Projekts festzustellen: „Hätten wir gewusst, wie schön es ist, hätten wir alle unsere Bekannten mitgebracht!“

Übrigens: Häkeln und Stricken war der Renner. An coolen Mützen hatten auch Jungs Interesse – sogar daran, wie man sie macht. Und spätestens sei „Multi geht kulti“ wissen nun alle, wie sich urbane Betonpfosten, Parkbänke, Geländer oder Stahlrohre bunt umhäkeln lassen.

Um die Kultur aus der Region in der Region zu pflegen, verfolgt die **Katholische Akademie Stapelfeld** einen psychologischen Ansatz. Im Wesentlichen geht es um Wertschätzung – die der eigenen Person und die anderer Menschen. Vor allem während Familienwochenenden und mehrtägiger Ferienangebote machen Jung und Alt Erfahrungen, die

das Verständnis für unterschiedliche Denkweisen und Bedürfnisse fördern.

Die christliche Akademie hat einen Bildungsauftrag, missionieren will sie nicht. „60 Prozent der Menschen, die zu uns kommen, haben keinen Kontakt mit Kirche“, weiß der pädagogische Direktor Dr. Heinrich Dickerhoff. Er versteht „Christsein“ ohnehin als eine Haltung.

„Christus“ bedeutet „der Gesalbte“. Gesalbt wurden im Alten Testament nur Könige. Dickerhoff, als professioneller Märchenerzähler geschult in der Wirkung archetypischer Bilder und Symbole, übersetzt dies in einen Gegenstand, den er gern zeigt: eine kleine goldene Krone.

„Menschen wollen ihre Krone spüren“, sagt er. „Wenn sie das können, können sie auch die Krone anderer wahrnehmen“. In diesem Sinne versteht er die Arbeit der Katholischen Akademie Stapelfeld.

Die Vermittlung regionaler Kultur entsteht aus diesem Selbstverständnis. Im Mittelpunkt steht der Mensch und damit das, was er denkt, was er tut, was er schafft, wie er in Beziehung tritt mit anderen, wie er sein Umfeld prägt, wo er seine Wurzeln spürt.

Die Ansätze in der Katholischen Akademie Stapelfeld sind vielfältig. Aber immer gilt: „Mach mal was Ungewöhnliches!“ Das, sagt Dickerhoff, erlaube „einen neuen Blick auf das Gewöhnliche im Alltag“.

Für das Bildungshaus selbst ungewohnt ist zum Beispiel der Umgang mit Menschen, für die „Bildung“, „gegenseitige Achtung“, „lösungsorientierte Kommunikation“ kaum eine Rolle spielen. Menschen, die sich traditionell an anderen Wertesystemen und Familienmodellen orientieren. Sie finden selten den Weg zu Kursen und Seminaren. Und wenn über Umwege doch, seien sie oft misstrauisch. „Die Familien erleben zu oft, dass ihnen jemand sagt, wie sie es besser machen sollen, wie sie mit ihren Kindern umgehen sollen“, weiß Dickerhoff. Ihre Erfahrung mit Einrichtungen sei geprägt von Kontrolle. „Manche denken, wir haben ihre persönlichen Akten gelesen.“ Zeit ist jetzt wichtig, denn Vertrauen muss wachsen. Und, was für alle gilt: „Nicht nur reden – erleben!“

Der Artikel zeigt nur einige von vielen Best-Practice-Beispielen im Gebiet der Oldenburgischen Landschaft. Viele andere Initiativen und Einrichtungen geben den regionalen Kulturschatz engagiert und erfolgreich an die nächste Generation weiter. Wenn Ihr Verein, Ihr Museum, Ihr Projekt dazugehört, melden Sie sich bei der

Oldenburgischen Landschaft
Gartenstraße 7, 26122 Oldenbug
Tel. 0441/779 18-24
E-Mail: struck@oldenburgische-landschaft.de

Neie Farv för olen Klenner



Freit sick bannig bi de Vörstelln an'n 29. Oktobermaand 2014 in't Cafe Leutbecher in Ollnborg, dat „De plattdüütsch Klenner up dat Jahr 2014“ rutkamen is: Ernst-August Bode (Vizepräsident Ollnborger Landskup), Dirk Hinrichs (Baas Ollnborger Kring), Stefan Meyer (Plattdüütschreferent Ollnborger Landskup), Florian Isensee (Verlag Isensee) un Rita Kropp (Spiekerbaas). (Van achtern links na vörn rechts). Foto: Katrin Zempel-Bley

sm. Al meist siet 90. Jahr kaamt „De plattdüütsch Klenner“ rut un is dat öllste plattdüütsch Klennerwark wat in't Plattdütschrebbt rutkamen deit. Blots de grulige twede Weltkrieg hett dat ünnerbroken, bit he 1954 weer vörlegen hett. 1922 is van'n Ollnborger Kring de eerst Klenner rutkamen, de sick al up de plattdüütsch Klenner betrecken deit, de van 1866 – 1871 van Theodor Dirks maakt wurrn is. As de Ollnborger Kring anfangen hett, de Klenner weer ruttobringen, is dor ok dat Schienfatt at Teken vörn up kamen, wat Bernhard Winter tekent hett.

Dat Schienfatt vörn is bleven un ok gode plattdüütsch Literatur is dor weer in to finnen. Man veel is nu anners wurrn: Neie Farven, mehr Afwesseln, Rezepten, Teknungen un Billers sind dor nu in to finnen. De Klenner klar to maken för de Tokunft – dat stund bavenan för de Klennermakers van'n Ollnborger Kring, De Spieker un de Ollnborger Landskup, de nu dat eerst Mal de Klenner mit rutgeven deit. De Kringbaas Dirk Hinrichs legg dat an't Hart, dat de Klenner wieterleven schall, wenn de Ollnborger Kring an't Enn van't Jahr togeven deit. Dat in de Klenner ok mehr Vertellsels för Junglüe instahet un en neiet Gesicht kreeg, dor hett de Spiekerbaas Rita Kropp sick düchtig för insett.

För de Ollnborger Landskup weer furs klaar, dat de Klenner en Brügg ween kunn twüschen Ehrgüstern un de Tokunft, twüschen Jung un Old. Gode Vertellsels, de in de Tiet passt un sick mit Fragen van us Alldag ut'nannersetten deit, holt nicht blots de Spraak lebennig; de köönt blangenbi ok Texten för Kinner för de plattdüütsch Lääswettstriet ween. För de Tokunft wullt De Spieker un de Ollnborger Landskup „De plattdüütsch Klenner“ wieter tosamen rutbringen un dor an warken, dat dit besünner lüttje plattdüütsch Book ok jed Jahr jümmers en beten beter ward. Bannig freit wi us ok över junge Schrieverslüe, de Vermaak an de Spraak hebbt un sick ok troet ok mal wat up Platt to schrieven. Bi Fragen bi de Schrievwies kann sick jedeen gern bi de Ollnborger Landskupp melln. (meyer@oldenburgische-landschaft.de)

„De plattdüütsch Klenner“ is bi de Isensee Verlag in Ollnborg rutkamen. Up 192 Sieden is dar för Jedeen wat to wies weern, smüstergrienen un nadenken dorbi. To betrecken is de Klenner in'n Bookhannel un kost blots 5,95 Euro.

Dat PLATTart-Festival steiht vör de Döör

sm. Poetry-Slam up Platt, Platt in de Kark, Live-Hörspelen, Konzerten, PLATT-Gala un flashmobs up Platt – Platt wo en dat nich verwachten würr. Platt in neien Farven un heel modern, dat is dat PLATTart-Festival für neue niederdeutsche Kultur.

Van'n 27. Februarmaand bit 8. Märzmaand dreiht sik in't Ollnborger Land weer allns üm us plattdüütsch Spraak. Tosa-men mit dat Ollnborger Staatstheater ünner dat Regeer van Annie Heger is bi de fiefte Uplaag van PLATTart en wunnerbest Programm up de Been stellt wurrn. Laat Ji überraschen! Dat Programm kaamt de Dagen rut! www.plattart.de

DO MAN EVEN 'N BETEN BOTTER BI D' FISCH!

PLATTART · 27.02. – 8.03.2015

Festival Neue Niederdeutsche Kultur



Foto: Heinrich Siefer

Christrausen

Ein Bläumken
rausenrot un witt
bi Küll un Schnei kummp't vör den Dag
wasst intaumeute de einen Nacht
blaiht up in all ehr Pracht
wenn in dat Düstter tau Middwinters Tied
wedd geborn dat Kind
wat schenkt sik de Welt
un van dann of an
blots noch Levd' up'tlessd'
wat tellt

Heinrich Siefer

Wiehnachten för Wiehnachtsmann

Würkkelk, hum geiht dat neet slecht mit sien negenunsöwentig Jahren. Naja, de Rügg targt hum faken, krumm un scheev, as de was van de sware Arbeit damaals up de Bau. Un ok, dat he mehr un mehr vergetelk wurr, kann he good marken. Man anners – nix to klagen.

Sied he allennig is vör fiev Jahr – toerst was dat stuur, man unnerdess kann he sük good helpen. Sien Renten is man minn, ja, un geiht dat up Wiehnachten to, mutt he sük ok noch düchtig wat ofknappen, bisied leggen, dat he to Wiehnachten genoeg hett för de Kinner.

In November al fangt dat an, denn kriggt he dat Wiehnachtsfever, so as sien Frau smaals see, denn mutt he inkopen – neet grote Saken, nee, Zuckerlaa, Boltjes, Pepernöten, Leckereen even för de Kinner. Kört vör Wiehnachten denn noch Appels, Appelsienen un Nöten – all för sien machtige Jutesack.

As sien Frau noch leevde, harr se daar ok Pläseer an. Se freide sük, wenn he sük freide. Un se gung ok mit hum up de Straten, man bleev alltied twee, drie Stapp achter hum, dat se hum ansehn kunn, wo blied he was.

Twee Daag vör Wiehnachten fahrt he denn in de Nahberstadt, waar se hum neet kennen. Verkleedt as Wiehnachtsmann mit rode Mantel, Bischofshood un Stevels, un mit en lange witte Baart.

Un denn stellt he sük midden in dat Drieven un Gedrüs up de Straat un verdeelt sien Saken. Dat is, wat hum glückelk maakt. De Kinnerkes. De Kinnerogen. Dat Wunnern. Dat Verwachten. De Vörfreide. De Twiefel ok: Giff dat würkelk en Wiehnachtsmann? Dat Ungewiss: Is dat woll de Wiehnachtsmann?

Ja, he is de Wiehnachtsmann. Seker een van heel vööl. Kann ok angahn, dat hum en anner Wiehnachtsmann tomööt kummt. Dat deit hum nix.

De Kinner hangen an hum, wo he proten deit, wo he mit blanke Ogen in de dicke Jutesack grippt, wo he all de lüttje Mitbrengsels vörhaalt.

As wenn de Kinner spören, hum dat anmarken, he is de glückelkste Wiehnachtsmann wied un sied. Un sünd all de Kinner blied, hett he en bliede Wiehnachtstied.

Hans-Hermann Briese, 2007

De Ollnborger Kring hört up

VAN GÜNTER BRÜNING

Mit den 31. Dezember 2014 makt de Vereen „Ollnborger Kring“ de Böker to. De Vereen hört mit den Dag up to bestahn. Dat hett de Versammeln van de Maten an'n 23. September 2014 up Vörslag van den Vörstand ünner Kringbaas Dirk Hinrichs mit de meersten Stimmen beslaten. Nu geht en goot Stück van egen Oldenburg'sche Kultur to End, de 1921 in den Vereen tohoopfaat wurden weer un siether mit de „Späälkoppel“ (nu August-Hinrichs-Bühne) mithulpen hett, nedderdütsche Kultur wiet över

Oldenburg weg to wiesen, to verklaren un to verstahn. Jüst so hefft Danskoppel, Kreyenkoppel, Spinnkoppel, Singkoppel un Klönsnack mit Tee düchtig mithulpen, dat ok van de na den Krieg na Oldenburg totrucken Lüde ut den Osten gode Oldenburgers wurden sünd. De rundweg 1.400 „Lütjen Kringabende“ hefft mit plattdütsch Woord so mennig en neeschierig up de plattdütsche Spraak makt. In de lesten Jahren keem en Sprakenlehrgang „Plattdütsch“ hento, elk en över 20 Aven-

de. Veel gode Ideen kunnen beduert nich mehr ümsett werden.

De Ollnborger Kring e. V. stüert nu in't Archiv. Man vele Koppels blievt wieter an't Leven. Seker is, dat de Spraak wieter pleegt ward mit en Art „Sprakenforum Plattdütsch“, wor ok en Lehrgang to hören schall, de in Januar in't Kulturzentrum PFL anfangen schallt o lopen. Dat bedütt: De Koppels makt wieter as jümmers, för Lüde, de Platt snackt un nich bloots över Platt sprekt un ok nich bloots leest of tolustert.

So hett ok de Sprakenkoppel „Klönsnack mit Tee“ ehr Programm för den Winter fastleggt: Van „Rembrandt bit Richter“ is der Überschrift to de utstellten Bilder, de in't Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte wiest weedt. De „Klönsnack mit Tee“ makt an'n 18. Dezember en plattdütschen Gang dör de grafischen Stücken. Achteran giff et den 153. Klönsnack mit Tee in't Café Leutbecher.

Annerwegens ward bi dat Lecker Oldenburger Kohleten van'n „Klönsnack mit Tee“ an'n 5. Februar 2015 de ollnborger Kohlhertog kürt.

De Kringrat 2011 in'n Rathussaal van't Rathaus Ollnborg: (v. l. n. r) Walter Pieper, Günter Osterloh, Hilke Helms-Slagelambers, Anedore Christians, Günter Brüning, Fritz Lottmann, Horst Feldhus, Ekkehart Pille, Renate Stempel, Herwig Kruse, Dirk Hinrichs, Gert Harms. Foto: Ollnborger Kring



De eerst „PlattGanter“ goes to ... Yared Dibaba!

VAN STEFAN MEYER



En besünner Ehr weer dat för Yared Dibaba, as he sick in dat gulden Book van de Gemeen Gannerseer indragen hett. (v.l.n.r) Angela Hillen (Platt-Beopdragte för de Landkreis Ollnborg), Alice Gerken-Klaas (Börgermestersche), Stefan Meyer (Platt-Referent Ollnborger Landskup), Yared Terfa Dibaba un Dirk Wieting (Platt-Beopdragte Gemeen Gannerseer). Foto: Gemeinde Ganderkesee

Mit en ganz besünnern Uptakt is an'n 12. Oktobermaand de „Plattdüütsch Week“ in Gannerseer anfangen: In'n Lichthof van't Rathaus van de Gemeen keem en groden Koppel Lüe tosamen um dor wies to wernn, wat in de Week all so lopen schall. Theaterstücken un Musik van Schölers, Comedy, Lösungen un en plattdüütsch Gottesdienst weern en Deel van dat, wat sick de Gemeen tosamen mit de Plattbeopdragten Angela Hillen un Dirk Wieting utdocht hebbt.

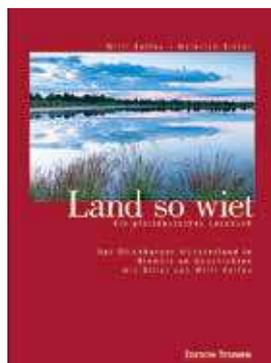
Bi de Uptakt is denn liekers ok de eerst „PlattGanter“ as Pries van de Gemeen an Yared Dibaba övergeven wurrn. De „PlattGanter“ schall Lüe ut de Gemeen utteken, de sick up besünner Art un Wies för Platt insetten doot. Of dat Literatur, Kultur oder en anner Rebett is: Överall kann man wat för de Spraak doon. För sien Warken up Platt in't Medienrebett hett dit Johr Yared Dibaba de Pries kregen, wiewat he wo't geiht Platt snackt un ok jümmers dor up henwiesen deit, dat he in Falkenborg in de Gemeen Gannerseer groot wurrn is un dor ok Platt lehrt hett. Yared Dibaba is ok en goot Bispill för Junglüe, dat jedeen – ok wenn he ut en anner Kultur kamen deit – de Spraak lehrn un liekers ok up Platt groot rutka-

men kunn. Plietsche Jungs un Deerns köönt ok grode Stappen in de Medien setten. He maakt klar, dat Platt en fasten Deel van us Heimat un Kultur is. Man up anner Kant ok, dat in de Tiet van de Globaliseern ok Plattdüütsch en fasten Stäe hett. Regionale Identität giffit us Kinner fasten Grund ünner de Fööt, wenn Se vielleicht mal as Ingenieur in China, oder för de Wirtskupp in Australien warken deit.

Düchtig freit hett Yared Dibaba sick ok, as he achteran sick in't Kontor van de Börgermestersche Alice Gerken-Klaas in dat gulden Book van de Gemeen Gannerseer indragen kunn. „Leewe Gannerseer, ick dank ju vun Harten för den 1. Plattganter. Na 35 Jahren in Norddüstschland. Ick kann stolt seggen: Datt is mien Heimat, hier bin ick tohuus!“ hett he dor in schreven un noch seggt, dat dat moi weer, wenn wi ok anner Lüe up'd Welt, de us Hölp bruken doot, ok so en Heimat un Tohus geven köönt, as he dat belevt het. Dat wullt wi gern doon!

Wat Neies up Platt

Land so wiet un Intaumeute – twei neie Bäuker över Land un Lüüe in't Ollenborger Münsterland



„Land so wiet“ – so hett dat een neie plattdüütsche Wark, wat nu vör kotten rutkaamen is. Et is een Lesebuck mit Gedichte un Vertellen van Schrieverslüü ut de Plattdüütsch Warkstäe Stapelfeld un den Plattdüütschen Kring in'n Heimatbund för dat Ollenborger Münsterland. De Biller heff de Fotograf Willi Rolfes maakt. He wieset, wo moje dat Ollenborger Münsterland is, man uk, wo verscheeden sik de Landskup

in de beiden Landkreise Vechta un Cloppenburg wiesen deit. De Riemels un Geschichten laat de Natur, Land un Lüüe to Woort kaamen, un dat manges uk heller pläseerlick. *Land so wiet. Ein plattdeutsches Lesebuch, 144 Seiten, 94 Abbildungen, mit Leineneinband, Edition Temmen, 19,90 Euro, ISBN 978-3-8378-5031-4*

Een anner plattdüütsch Bauk heff Jutta Engbers, Schrieversche ut de Plattdüütsch Warkstäe Stapelfeld, mit Willi Rolfes rutgeven. Et is een Parabel, de sik mit dat Frömde utnannersetten deit. De Schaopbuck Jan Verbeen tröfft up de Kranichdame Kruseltje Krus. Jan Veerbeen is jüst upwaoket, do market he, wo de Kranichdame üm achter't Ohr straoken deit. Wat sik dor dann ut entwickeln deit, dat vertellt de Geschichte uk in Biller van den Fotografen Willi Rolfes.

Intaumeute/Begegnung. 48 Seiten, durchgängig vierfarbig, zweisprachig, 12,95 Euro, ISBN 978-3-944068-26-8





Platt sounds

Jung, Plattdüütsch un Luud – „Plattsounds“ rockt!

VAN STEFAN MEYER

Rockige Beats wummern dör de Kulturetage, bunte Lichters bräken dör de Daak, Lüe danzen un krejoolt ok mit. Wat sik na en Festival na de Maneer van „Wacken“ anhört, is man dat End-utscheden van „Plattsounds – de plattdüütsche Bandcontest“. Jung Musikers twüschen 15 un 30 Jahr ut ganz Neddersassen speelt üm dat best plattdüütsch Leed 2014. Singer-Songwriter, Rock- un Popbands mit egen Texten up Platt ut ehr Kuntrei geev de Veranstalten en heel besünner Kulöör. Mit veel Hartblood, Kraft un Geföhl speelt de Musikers ehr Leeders un maakt us bi „Plattsounds“ al dat veerte Mal wies, wo good modern Musik mit Plattdüütsch tosamengeiht.

De Moderatorschke Annie Heger seggt dat van de Bühn, wo wi ok van övertügt sind: „Musik is de best Saak üm Lüe bi'nanner to kriegen un ok üm Platt to lehren.“ Dat fangt al bi

plattdüütsch Volksleeders an un mööt denn man ok wietergahn to Musik un Leeders de för Junglüe ok wat utseggt. Rock, Pop, Rap un Metal up Platt mit Texten in de Regionalspraak de sick mit dat Leven, dat Lengen, de Levde, dat Hapen un de Politik van Vandagen ut'nannersetten deiht. Wat moiet to seggen, of mal up'n Putz to hauen, wenn wi mit us Sellskup nich inverstahn sind – dat geiht upstünns up Platt ok veel beter. Vielleicht ward dor ok ehrder tolustert, wieldat sik dat up Platt eenfach veel moier anhört?

Negen Bands stunnen in'n Wettstriet un hebbt düchtig dor up luert, bit de Jury bekannt geev, well't denn wurnn is: An't Enn kreeg „The Paintbox“ ut Winsen/Luhe mit ehr Leed „Söss söss söss“ de mit 1.000 Euro doteert Pries. Butendem steiht de Band ok an'n 12. Dezembermaand in de Kulturetage in de europäisk Musikwettstriet „Liet International“ för Regional- un Minnerheitspraken in Europa. Twüschen Musikers de up



„Plattdüütsch Rock un Stimmen vull Gefühl up Platt: Singer-Songwriter Ralf Meyer un de Rockband „Jesmusito“ hebbt as Musikers bi „Plattsounds“ de Verbinnen twüschen modern Musik un Plattdüütsch düdellk maakt. Fotos: David Kellermann/Oldenburgische Landschaft

Foto ünner: De Band „The Paintbox“ ut Winsen/Luhe freit sik düchtig över de eerst Pries. Foto: Bromberg-Foto

Samisch, Asturisch, Bretonisch un Minderico singen deit, speelt „The Paintbox“ üm dat best Leed 2014 in en Regional- un Minderheitsspraak in Europa.

De tweede Pries gung an de Musikers van „Ralf Meyer & Band“ ut Ollnborg för ehr Leed „Keen Lüst“. Nach Ossenbrüggung de darde Pries för de Band „Toni Trash“ mit ehr Leed „Wat bleev?!“.

Man nich blots för „Plattsounds“ geev dat en Bült Priesen. As de Jury in Paus tosamensetten hett, is up de Bühn de eerst Pries van de plattdüütsch Karaokewettstriet „Platt’n Play“ ehrt wurrn.



De Upgaav weer, to dat Leed „Löppt“ van „De Fofftig Penns“ en Performance to maken. De Platt-AG van Oberschool Erwech ünner Frau Konen-Witzel hett tosamen mit de Börgermester-sche Petra Lausch de Scheck in Höchde van 300 Euro kregen.

Middewiel hört „Plattsounds“ fast to de Musik- un Plattdüütschreibett. De Land-skupsverbänden un dat Land Neddersassen freit sik bannig, dat mit de Jahrn över 80 plattdüütsch Leders för jung Lüe dör „Plattsounds“ up Padd gahn sind. Tokamen Jahr rockt „Plattsounds“ denn an’n 21. Novembermaand dör de Lagerhalle in Ossenbrügg. Termin uprschrieven, hengahn un afrocken. „Plattsounds“ – einfach besünners.



Historischen Alltag erlebbarer machen

Museumsdorf Cloppenburg will Besucher direkter ansprechen und stärker einbeziehen

VON KATRIN ZEMPEL-BLEY

Das Niedersächsische Freilichtmuseum – Museumsdorf Cloppenburg ist bundesweit mit rund 250.000 Besuchern pro Jahr das am besten besuchte Museum seiner Art. Es ist zugleich auch das älteste Freilichtmuseum, das wissenschaftlich geführt wird. Damit das so bleibt, will sich das Haus für die nächsten Jahre neu aufstellen, kündigt der Leitende Museumsdirektor Prof. Dr. Uwe Meiners an.

In der Wahrnehmung seiner Aufgaben ist das Niedersächsische Freilichtmuseum breit aufgestellt und vernetzt. Es arbeitet eng mit anderen Freilichtmuseen und historischen Museen projektbezogen auf nationaler und internationaler Ebene zusammen, kooperiert ferner mit Universitätsinstituten sowie

mit kulturfördernden Landschaftseinrichtungen auf regionaler Ebene. Inhaltlich sehr eng verzahnt ist es mit dem vom Land Niedersachsen und von den regionalen Kommunen geförderten Baudenkmalprojekt „Monumentendienst“ sowie dem museologischen Fortbildungsprojekt „MUSEALOG“ für arbeitssuchende Akademiker.

„Als Museumsinstitution fällt unserem Haus eine überregionale Bedeutung zu“, sagt Uwe Meiners. „Das von uns bewahrte und ausgestellte kulturelle Erbe in Form von historischen Gebäuden und Sammlungen besitzt nationalen Rang, der vor allem durch dessen wirtschaftliche Dokumentation und Erforschung, aber auch durch dessen museumsdidaktische Vermittlung und kulturtouristische Inwertsetzung untermauert wird.“



Von links: Die Attraktivität des Museums basiert auf ganzheitlicher Präsentationsweise. Dazu gehören auch Hühner.

Bei dem Firreler Garten handelt es sich um einen Nutzgarten, der einst eine ganze Bauernfamilie in Firrel in Ostfriesland ernährt hat.

Der Bremer Schauspieler Pago Balke schlüpft in die Rolle eines Beobachters, der in dieser Zeit zu Hause war und über die angesteuerten Orte unterhaltsam informiert. Fotos: Museumsdorf Cloppenburg

Mit Blick auf die notwendige Bewahrung dieses Erbes, nicht zuletzt aber auch im Hinblick auf die nachhaltige Wertschätzung und künftige Vermittlung dieses Kulturschatzes gilt es laut Uwe Meiners, Maßnahmen auf den Weg zu bringen, die die Zukunftsfähigkeit des Niedersächsischen Freilichtmuseums sicherstellen. „Die Gesellschaft unterliegt einem ständigen Wandel, auf den auch Museen reagieren müssen, wenn sie im Wettbewerb bestehen wollen. Genau das tun wir, um weiterhin die Nase im Wind und somit Vorbildcharakter zu haben“, kündigt er an.

Die Attraktivität des Museumsdorfes basiert auf einer ganzheitlichen Präsentationsweise. Die historischen Gebäude mit ihrem Inventar stehen in einem stimmigen Umfeld, sodass die Besucher eine Vorstellung vom Leben und Alltag vergangener Zeiten erhalten. Es handelt sich also um eine sehr konkrete Geschichtsdarstellung, „weshalb Freilichtmuseen als niedrigschwellige Bildungs- und Freizeitangebote vor allem bei Familien mit Kindern, Schulen und bildungsfernen Schichten besonders beliebt sind“, weiß Uwe Meiners.

„Doch je weiter sich die aktuellen Lebensumstände der Besucher von denen im Freilichtmuseum dargestellten historischen Inhalt entfernen, desto weniger erklären sie sich von selbst“, gibt Uwe Meiners zu bedenken. „Sie befinden sich in einem historischen Gebäude, wissen aber zum Beispiel nicht, aus welcher Zeit es stammt. Da sind Missverständnisse und Fehlinterpretationen vorprogrammiert“, befürchtet er und setzt künftig stärker auf personelle Vermittlungsarbeit in Form von Führungen, Workshops und museumspädagogischen Aktivprogrammen. Zudem will er verstärkt neue Medien einsetzen, um zu verhindern, „dass der Besucher das Museum mit falschen Schlüssen verlässt und so der Bildungsauftrag des Museums ins Leere läuft.“

So hat das Museum sehr gute Erfahrungen mit einem Bremer Schauspieler gemacht, der in die Rolle eines Beobachters schlüpft, der in dieser Zeit zu Hause ist, bestimmte Orte ansteuert, über sie aufklärend und unterhaltsam erzählt und eben Lebensschicksale darstellt. „Das kommt bei unseren



Besuchern sehr gut an, weil sie sich in diese Zeit versetzt fühlen, diese für sie buchstäblich erlebbar wird, sie viel erfahren und es durchaus auch amüsant zugeht“, berichtet Uwe Meiners. „Gerade für jüngere Besucher ist der sogenannte ‚First Interpreter‘ immer noch der beste und anschaulichste Vermittler, wenn er denn seine Ausführungen mit Vorführungen oder Demonstrationen verknüpfen kann.“

Deshalb sollen die hoch qualifizierten Handwerker im Museumsdorf künftig noch viel intensiver als bisher in das neue Vermittlungskonzept einbezogen werden, kündigt der Museumsdirektor an. Es geht also um eine direktere Kommunikation, für die gegenwärtig bereits erste Konzepte entwickelt und nach und nach zur Anwendung gebracht werden, um noch mehr Menschen als bisher zu erreichen.



Burchard Christoph Graf von Münnich lebte den Großteil seines Lebens in Russland, wo er sich dementsprechend großes Ansehen erarbeitete. Bild: Ulrich Wilke

Ein Oldenburger in Russland

Wirken von Burchard Christoph Graf von Münnich
in der Region nur wenig bekannt

VON MATTHIAS SCHÖPPNER

Burchard Christoph Graf von Münnich. Ein Name, der den wenigsten in der Region Oldenburg wohl etwas sagen dürfte. Dabei lohnt es sich durchaus einmal, sich das Leben des Mannes näher zu betrachten, der es Anfang des 18. Jahrhunderts als Kind eines Deichgrafen aus Neuenhuntrorf im heutigen Berne zum Baumeister, Feldherren und Berater der russischen Zarenfamilie brachte. Und an den seit etwa einem Jahr in der Holler St.-Dionysius-Kirche eine Büste erinnert.

Unsere Geschichte beginnt mit Anton Günther Mönlich, dem Vater unseres eigentlichen Protagonisten. Zunächst als Offizier während der mehr als hundertjährigen Regentschaft Dänemarks über das Oldenburger Land tätig, wurde er im Jahr 1680 in den Adelsstand erhoben und wurde, aufgrund eines Reitunfalls dienstunfähig, als Deichgraf in Neuenhuntrorf eingesetzt. „Die Unterschiede im Namen gehen dabei wohl auf einen Lesefehler der dänischen Staatskanzlei zurück, die anstelle des ‚Ö‘ ein ‚Ü‘ verwendeten und so den Namen von Münnich offiziell eintrugen“, berichtet der Huder Arzt im Ruhestand, Dr. Ulrich Wilke, der sich seit mehr als zehn Jahren mit der Historie von Münnichs beschäftigt.

Burchard Christoph von Münnich wurde 1683 geboren. Bereits mit 16 Jahren strebte er eine militärische Laufbahn an und wurde, wie sein Vater zuvor, Soldat und Ingenieur in der französischen Armee. Seiner Heimat sollte er auch in Zukunft fern bleiben. Bereits zwei Jahre später verließ er die Armee, um der Frau, die er lieben gelernt hatte, in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu folgen. Vier Jahre lang blieb er in dessen Diensten, um danach für den Landgrafen von Hessen-Kassel zu arbeiten. Allerdings sollte ihn sein Lebensweg noch weiter weg führen als ausschließlich nach Darmstadt und Kassel: „Zu dieser Zeit war es üblich, dass die Landgrafen und Fürsten ihre Untertanen in Kriegszeiten verkauften“, erläutert Wilke. So zog von Münnich im Jahr 1705 auf Seiten des deutschen Kaisers unter dem Feldherren Prinz Eugen nach Italien in den französisch-spanischen Erbfolgekrieg. „In einer Schlacht erlitt er dabei schwere Verletzungen, wurde für tot gehalten und in ein Massengrab geworfen“, berichtet Wilke. „Gerettet wurde er dabei ausgerechnet vom Feind, einem französischen Soldaten, der zufällig vorbeikam.“ So geriet der Oldenburger für einige Zeit in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst nach Beendigung des Krieges im Jahre 1713 wieder freikam.

Kanalbau in Karlshafen und Russland

Auf der Suche nach einer neuen Aufgabe in Friedenszeiten kehrte er in die Dienste des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel zurück. „Der Graf wollte einen Kanal als Verbindungssach-

se zwischen Weser-Lahn und Rhein errichten und sah von Münnich, der ja bereits als Ingenieur gearbeitet hatte, als die geeignete Person an, dies auch tatsächlich zu realisieren“, berichtet Wilke. Ausgangspunkt sollte dabei die ebenfalls neu gegründete Stadt Karlshafen sein, deren Bau von Münnich als (heute würde man wohl sagen:) Projektleiter, verantwortete. Die Stadt selbst existiert als Kurbad Karlshafen heute noch – der eigentliche Kanal jedoch wurde aufgrund von Geldschwierigkeiten, in die der finanzierende Graf kam, nie vollendet. So sah sich der „Europareisende“ von Münnich schon wieder gezwungen, sich einen neuen Dienstherrn zu suchen und fand diesen 1716 in August dem Starken, dem damals neu ernannten König von Polen. Für den König, der gerade erst von der Adelsversammlung des Landes offiziell gewählt wurde, sollte



Weihten im vergangenen Jahr offiziell die Büste von Münnichs in der Holler St.-Dionysius-Kirche ein (v.l.n.r.): Dr. Ulrich Wilke, Claus Korch (Bildhauer), Pastor Udo Dreyer, Hubert Heinemann (Förderverein Wüstring) und Peter Zwiesner (stv. Bürgermeister Hude). Foto: NWZ

er unter anderem eine Leibgarde aufbauen. „August war eigentlich ein sächsischer Kurfürst und musste sich daher in Polen seine Machtbasis erst noch erschaffen, so trat er unter anderem auch als Protestant zum katholischen Glauben über, weil dies von ihm als König für ein mehrheitlich katholisches Land verlangt worden ist“, erläutert Wilke.

Auch in Polen blieb von Münnich jedoch nicht sehr lange. So machte ihm dieses Mal sein hitzköpfiges Naturell einen Strich durch die persönliche Lebensplanung: Er ließ sich im Jahr 1720 auf ein Duell mit einem französischen Oberst ein, das er zwar gewann. Jedoch war er wegen der Tötung des Obersts mit der Todesstrafe bedroht und musste zwischenzeitlich in ein Kloster fliehen. 1721, wenn auch wieder vom König begnadigt, war dann das Abenteuer Polen für von Münnich endgültig beendet: „In einem Gespräch mit dem russischen Botschafter in Polen hörte er von den großen Plänen des Zaren Peter I., der gerade erst den Großen Nordischen Krieg mit Schweden um einen Zugang Russlands an die Ostsee erfolgreich beendet hatte und sich nun mit voller Energie um den weiteren Ausbau des von ihm gegründeten Sankt Petersburg kümmern konnte“, berichtet Wilke. Problematisch war dabei wohl vor allem der Materialtransport zur mitten in einem Sumpfgebiet gelegenen neuen russischen Hauptstadt. „Die Versorgung konnte nur durch Binnenschiffe über den

nahegelegenen Ladogasee erfolgen – und auf diesem gingen jährlich Hunderte Schiffe samt Besatzung verloren, weil dort vor allem in den kälteren Jahreszeiten sehr stürmische Witterungsbedingungen herrschten.“ Also musste ein Kanal gebaut werden, der südlich des Sees verlaufen sollte. Ein Projekt, das jedoch bislang von keinem der Ingenieure des Zaren abgeschlossen werden konnte und somit längere Zeit schon auf Eis lag. Von Münnich jedoch gelang es: Mit Hilfe von Zehntausenden von Arbeitern stellte er den noch heute existierenden Ladogakanal mit einer Gesamtlänge von 110 Kilometern und insgesamt 32 Schleusen in zehn Jahren fertig. Und hatte sich in der Zeit eine Machtposition am russischen Hofe geschaffen, die über den Tod Peters, der später den Beinamen „der Große“ erhielt, im Jahr 1725 andauerte.

Vielfältige Tätigkeiten in Russland

Diese Entwicklungen sorgten dafür, dass der zuvor viel in Europa herum Gereiste ein Stück weit sesshaft wurde. Insgesamt diente von Münnich in den nun folgenden Jahrzehnten in einer Zeit des Umbruchs sieben russischen Zaren. Als Baumeister und Ingenieur, aber auch als Feldherr. „Da Peter ja bereits die Ostsee erreicht hatte, war das Ziel seiner Nachfolger der Zugang zur Schwarzmeerküste und somit praktisch zu Mittelmeer und Atlantik“, berichtet Wilke. Nachdem von Münnich zuvor bereits für eine Reorganisation des russischen Landheeres nach preußischem Vorbild verantwortlich zeichnete, führte er ab 1736 als Generalissimus aller russischen Armeen insgesamt drei Feldzüge gegen das osmanische Reich. Welche allerdings mit dem Frieden von Belgrad 1739 eher unbefriedigend für die Russen endeten, da sie zwar zunächst einige Landgewinne verzeichnen konnten, diese jedoch nach dem Ausscheiden der verbündeten Österreicher aus dem Krieg wieder zurückgeben mussten. Ein Rückschlag, der dem Ansehen von Münnichs in Russland zunächst keinen Abbruch tat: Nur ein Jahr später ließ er sich zum russischen Premierminister ernennen. Ein Zug im, wie man es bezeichnen könnte, „Spiel um die Macht“ im Reich, der allerdings aufgrund der ständig wechselnden Machtverhältnisse zu einem tiefen Fall von Münnichs führte. Erst aufgrund seiner Nähe zu Preußen, unter anderem trat er als Premier für ein festes Bündnis zwischen den beiden Nationen ein, von seinem Machtposten 1741 wieder enthoben, wurde er kurze Zeit später von der neuen Zarin Elisabeth I. zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde jedoch praktisch „auf dem Schafott“ aufgehoben und in ein insgesamt zwanzigjähriges Exil nach Sibirien umgewandelt. „Es gab seit den Zeiten Peters eine große Animosität in einigen Bereichen Russlands gegen die Westeuropäer und speziell Deutsche, die von diesem in größerer Zahl ins Reich geholt worden waren“, erläutert Wilke. „Von Münnich war bei Weitem nicht der Einzige, der großen Einfluss am russischen Hof hatte – und dies war natürlich einigen nationalistischeren Kreisen ein Dorn im Auge.“ Erst 1761 mit dem Tode Elisabeths wurde das Exil von Münnichs wieder aufgehoben. „Eigentlich wollte er nach dieser Erfahrung nach Oldenburg in seine eigentliche Heimat zu-

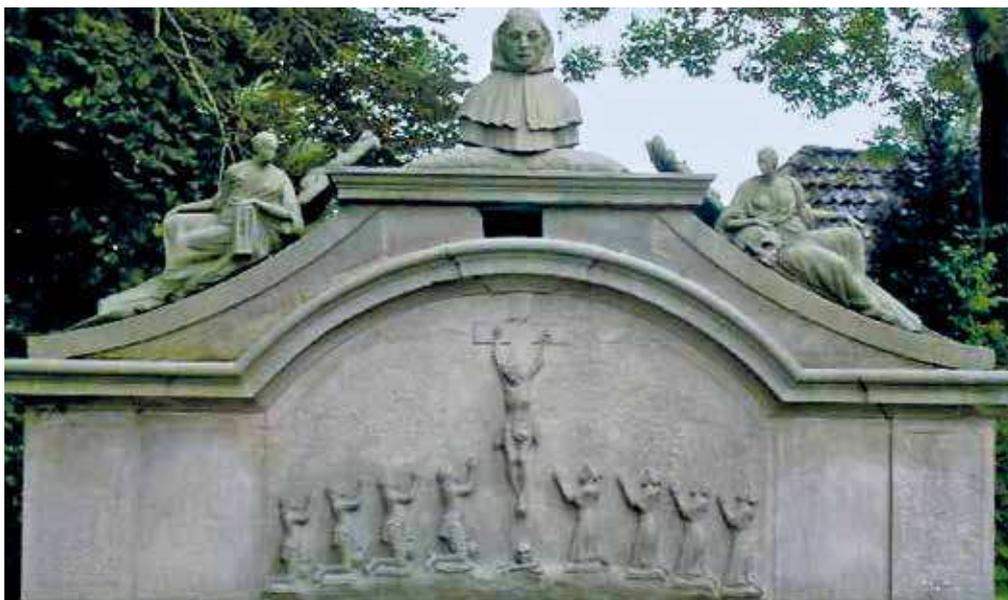


Die Evangelisch-lutherische St.-Petri-Kirche in St. Petersburg am Nevsky-Prospekt, erbaut 1833 nach einem Entwurf von Alexander Brüllow. Im linken Turm-Vestibül ist seit 2006 ein Bronzebildnis von Burchard Christoph von Münnich zu sehen. Bild: Ulrich Wilke

rückkehren, er hatte sich wohl auch schon Häuser in Neuenhutorf und Oldenburg angeschafft“, berichtet Wilke. „Aber die Zarin Katharina, die später ebenfalls den Beinamen ‚die Große‘ erhielt, überredete ihn, doch noch in Russland zu bleiben und als Generaldirektor der baltischen Häfen an der Ostsee zu dienen.“ Im Jahr 1767 mit 84 Jahren schließlich starb von Münnich, nach wie vor in Russland, und wurde in Sankt Petersburg mit einem Staatsbegräbnis beerdigt. „Seine Überreste wurden dann einige Jahre später in das Baltikum in ein eigens für ihn gebautes Mausoleum gebracht. Leider existiert dieses heute nicht mehr, da es im Zuge der Umwälzungen in Russland nach der Machtübernahme der Kommunisten abgerissen wurde.“

Bedeutung Münnichs für die Region?

Ein bewegtes Leben, das allerdings in von Münnichs eigentlicher Heimat keinen großen Anklang zu finden scheint. Auch er, so berichtet Wilke, sei eigentlich eher zufällig auf das Thema gestoßen. „Einerseits stammte mein Schwiegervater aus Neuenhutorf und dort existiert nach wie vor ein Grabmal für die Familie von Münnich, das von dem Vater Burchards in Auftrag gegeben wurde. Außerdem gibt es in Hude eine Verbindungsstraße zwischen dem Ortskern und Wüstring, die ‚Freiherr-von-Münnich-Straße‘ heißt – und ich hatte mich immer gefragt, wer dieser Freiherr von Münnich eigentlich ist“, be-



In Neuenhuntrorf erinnert ein Grabmal an das Wirken der Münnichs, allerdings eher an das des Vaters.

*Foto links: Ulrich Wilke,
Foto rechts: Jürgen Welp*



richtet er. „Da mir das aber nie jemand sagen konnte, habe ich angefangen nachzuforschen, was im Jahr 2004 in meiner ersten heimatkundlichen Broschüre über den Oldenburger resultierte. Wobei ich unter anderem auch feststellte, dass die Straße nicht nach Burchard benannt wurde, sondern nach seinem Vater.“ Ein Grund für diese Unwissenheit über die Leistungen des Sohnes kann dabei in dem Umstand gesehen werden, dass dieser all sein Wirken „außer Sichtweite“ des Volkes seiner Heimatregion begangen hat. So stellte beispielsweise bereits der Erlanger Historiker Karl-Heinz Ruffmann in einem Vortrag zu von Münnich fest, den er im Jahr 1983 anlässlich einer Einladung des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde hielt, dass aus historischer Sicht im Gegensatz zu den großen Veränderungen durch Peter I. im russischen Reich der Eintritt des Deutschen in die zarischen Dienste nur „ein kleiner, damals überdies kaum beachteter Mosaikstein in einem freilich ... höchst bemerkenswerten und folgenreichen Prozess“ gewesen sei. Hinzu komme, dass unter Peter dem Großen eine große Anzahl von Deutschen nach Petersburg gegangen seien. Unter anderem, das betont auch Wilke, Namen wie Leibnitz oder Euler, die schon von ihren zuvor erbrachten Leistungen wohl einen ganz anderen Klang haben als von Münnich.

Eine Büste in Holle

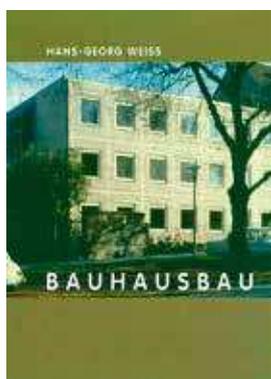
Dass dies zumindest in seinen späteren Jahren wohl ein wenig anders war, zeigen laut Wilke nicht nur die hohen Ämter, die dem Deutschen anvertraut wurden. So berichtet er von Korrespondenz Katharinas der Großen, in der sie schreibt, dass sie Münnich unbedingt sprechen müsse – dazu könne er auch jederzeit in ihr Schlafzimmer kommen. „Sie hatte natürlich nichts mit ihm, aber daran sieht man sehr gut, wie wichtig ihr seine Meinung war“, berichtet der Huder. Auch heute erinnert man sich, so zumindest die Eindrücke, die Wilke vor Ort sammeln konnte, noch gut an den Oldenburger. „Wenn man beispiels-

weise nach Sankt Petersburg fährt, kann man feststellen, dass allen Gästeführern das Thema ‚von Münnich‘ problemlos von der Hand geht“, erläutert er. „Ebenso haben mir Patienten erzählt, welche die Wolgaschiffahrt von Moskau nach Petersburg besucht haben, dass, sobald man in die Nähe des Ladogasees kommt, eigentlich immer sofort an den Deutschen und seine Leistungen erinnert wird.“ Mittlerweile wird außerdem auch in der Petersburger St.-Petri-Kirche, einem Neubau einer Kirche, die ursprünglich von Münnich entworfen und gebaut wurde, an den Oldenburger gedacht. „Wegen meiner Recherchen über Münnich stand ich natürlich auch in Korrespondenz mit vielen russischen Museen, wie zum Beispiel der Eremitage in Sankt Petersburg, und dabei kam heraus, dass scheinbar nicht ein einziges Bild von ihm mehr existierte“, erzählt Wilke. „Also habe ich den Berliner Bildhauer Claus Korch gebeten, eine Büste anzufertigen, die seit dem Jahr 2006 nun in der Kirche hängt.“ Das Bild Münnichs wurde mittlerweile wiedergefunden und hängt nun ebenfalls in Russland. In Münnichs Heimatregion erfolgte eine solche Würdigung erst einige Zeit später: Eine Kopie der Büste aus Petersburg, so Wilke, wollte er an die Kirchengemeinde Neuenhuntrorf spenden – allerdings mit eher mäßigem Erfolg. Weder auf seine Anfrage an die Kirchengemeinde, noch an den Landkreis Wesermarsch und an die Gemeinde Berne er eine Antwort erhalten. „Ich muss gestehen, ich verstehe es nicht. In Nowgorod beispielsweise gibt es ein riesiges Denkmal, das an alle Menschen erinnert, die sich um Russland verdient gemacht haben. Dort ist von Münnich selbstverständlich auch abgebildet. Aber in seiner Heimat reagierte lange niemand auf die Anfrage, auch nur eine kleine Büste aufzustellen!“ Zumindest dies hat sich jetzt aber auch geändert. Seit dem 13. Oktober 2013 zierte eine Kopie der Büste die Holler St.-Dionysius-Kirche, deren Guss vom Förderverein Wüsting gespendet wurde.

Der Trägerverein des **SCHIFFAHRTMUSEUMS DER OLDENBURGISCHEN UNTERWESER** hat **PROF. DR. KLAUS-JÜRGEN WINDECK** zum neuen Vorsitzenden gewählt. Sein Vorgänger **KLAUS MÜLLER** ist am 1. Juni verstorben.

Am 20. September beging die **GEDENKSTÄTTE ALTE PATHOLOGIE** auf dem Gelände der Karl-Jaspers-Klinik in Wehnen ihr zehnjähriges Bestehen mit einer Gedenkveranstaltung. In der Heil- und Krankenanstalt Wehnen waren im Dritten Reich über 1.500 Patienten Opfer der NS-Euthanasie geworden.

Zum 1. Oktober hat der bisherige stellvertretende Hauptgeschäftsführer **HEIKO HENKE** das Amt des Hauptgeschäftsführers der **HANDWERKSKAMMER OLDENBURG** übernommen. Er tritt damit die Nachfolge von **MANFRED KATER** an, der in den Ruhestand ging. Die Funktion des stellvertretenden Hauptgeschäftsführers übernahm der bisherige Geschäftsführer **KLAUS HIGGEN**.



„Bauhausbau“ von Hans-Georg Weiss, Isensee Verlag, Oldenburg 2012.



Jörg Grützmann.
Foto: privat

855.000 Euro teure Bau aus dem Erbe des 2012 verstorbenen Ofener Architekten **FRIEDRICH HEMPEN**, der sein Vermögen der Gemeinde Bad Zwischenahn vermacht. Betrieben und bewirtschaftet wird das Friedrich-Hempen-Haus vom Orts- und Heimatverein Ofen. Das Haus steht den örtlichen Vereinen für Kulturveranstaltungen und Versammlungen zur Verfügung.

Nach 18 Jahren hat **VOLKER MORITZ** die Leitung der **ORNITHOLOGISCHEN ARBEITSGEMEINSCHAFT OLDENBURG** (Fachgruppe der Oldenburgischen Landschaft) an **JÖRG GRÜTZMANN** abgegeben.

GERHARD FIAND ist seit 1. dem November neuer Vorsitzender des Vorstandes der **LANDESSPARKASSE ZU OLDENBURG**. Er tritt



Gerhard Fiand.
Foto: LzO



Verleihung der Landschaftsmedaille an Gertrude Wagenfeld-Pleister durch Landschaftspräsident Thomas Kossendey. Foto: Jörg Kinner

weltfragen der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 14. November seinen 80. Geburtstag.

Die **KREISARBEITSGEMEINSCHAFT AMMERLAND DER LÄNDLICHEN ERWACHSENENBILDUNG (LEB)** feierte am 20. November im Ohrweger Krug ihr 50-jähriges Bestehen. Den Festvortrag hielt Landschaftspräsident Thomas Kossendey.

In Zusammenarbeit mit dem Ortsverein Specken hat die Arbeitsgemeinschaft Archäologische Denkmalpflege der Oldenburgischen Landschaft im Frühjahr 2013 die **BURG SPECKEN** in der Gemeinde Bad Zwischenahn untersucht. Die Ergebnisse der Ausgrabung wurden vom 21. November bis 21. Dezember in einer Sonderaus-

Nach 20 erfolgreichen Jahren übergab **ULRIKE DE BUHR** am 1. Oktober die Leitung der **KUNSTSCHULE KIEBITZ JEVER** an ihre Nachfolgerin **INA REESING**.

In Zusammenarbeit mit der Oldenburgischen Landschaft veranstaltete die Ev.-Luth. Kirchengemeinde Rodenkirchen vom 3. bis 19. Oktober die Ausstellung „**EMOTION & EXPRESSION – KÜNSTLER BEGEGNEN DEM 1. WELTKRIEG**“ in der St.-Matthäus-Kirche. Die festliche Eröffnung fand am 3. Oktober mit Landrat Thomas Brückmann als Schirmherr, Landschaftspräsident Thomas Kossendey als Festredner und dem Ensemble musica butjensis statt.

Am 6. Oktober starb unser Gründungsmitglied Baudirektor a.D. **HANS-GEORG WEISS** im Alter von 93 Jahren. Der aus Breslau gebürtige Architekt und ehemalige Leiter des Hochbauamtes Oldenburg war zeitlebens der Sachlichkeit des Bauhauses verpflichtet. 2012 gab die Oldenburgische Landschaft sein Buch „Bauhausbau“ heraus, in dem sein architektonisches Schaffen dokumentiert ist.

Die Sandhatter Künstlerin **MARIA-ANNA NORDIEK** erhielt am 6. Oktober den siebten Kunst- und Kulturpreis des Landkreises Oldenburg. Der Galerist **FRANK L. GIESEN**, der die Galerie am Stall in Hude betreibt, wurde mit einem Sonderpreis ausgezeichnet.

Am 30. Oktober erfolgte die Einweihung des **FRIEDRICH-HEMPEN-HAUSES** an der Alten Dorfstraße 3 in Ofen als Dorfgemeinschaftshaus. Finanziert wurde der rund

die Nachfolge des in den Ruhestand getretenen **MARTIN GRAPENTIN** an.

Seit dem 1. November leiten **EDIT MOLNÁR** aus Budapest und **MARCEL SCHWIERIN** aus Berlin gemeinsam das **EDITH-RUSS-HAUS FÜR MEDIENKUNST** in Oldenburg. Sie folgen **DR. CLAUDIA GIANNETTI**, die die Leitung im Juni 2014 abgegeben hatte.

Der **MÜHLENVEREIN SCHARREL** (Saterland) wählte am 13. November **DIETER FRIEDHOFF** zum neuen 1. Vorsitzenden. Sein Vorgänger **WERNER UBBENS** hatte nach zehn Jahren nicht wieder für das Amt kandidiert. Der Mühlenverein betreut die dreistöckige Scharreler Galerieholländer-Windmühle aus dem Jahre 1870 und betreibt dort ein Mühlen- und Heimatmuseum.

GERTRUDE WAGENFELD-PLEISTER, 1. Vorsitzende des Oldenburger Kunstvereins, wurde am 14. November mit der Landschaftsmedaille ausgezeichnet.

ULRICH APPEL, Ehrenvorsitzender der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft für Natur- und Umweltschutz e. V. in Jever und Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Naturschutz, Landschaftspflege und Um-

stellung im Museum Specken präsentiert.

Das **OLDENBURGER COMPUTER-MUSEUM** unter Leitung von Thiemo Eddiks feierte am 21. November seinen sechsten Geburtstag und die offizielle Eröffnung des Museums am neuen Standort in der ehemaligen Hauptpost am Bahnhofsplatz 10.

Am 23. November wurde der Oswald-Andrae-Raum in der Bibliothek des Mariengymnasiums Jever eingeweiht. Er erinnert an den Jeveraner Schriftsteller **OSWALD ANDRAE** (1926 – 1997), dessen kritische Texte und Gedichte bis heute Aktualität besitzen.

DIRK SCHULTE STRATHAUS, Verleger des Delmenhorster Kreisblattes und Künstler, feierte am 24. November 2014 seinen 75. Geburtstag.

Die **OSTFRIESISCHE LANDSCHAFT** wählte am 29. November den bisherigen Landschaftsrat **RICO MECKLENBURG** zum neuen Präsidenten. Er tritt die Nachfolge von **HELMUT COLLMANN** an, der nach zwölf Jahren nicht wieder kandidierte.

Von Rembrandt bis Richter

Blätter aus der Grafischen Sammlung des Landesmuseums

VON JÜRGEN WEICHARDT

Über 100 Zeichnungen, Aquarelle, Radierungen und Lithografien aus der Sammlung des Landesmuseums Oldenburg, von denen viele noch nie ausgestellt wurden, werden noch bis zum 18. Januar 2015 im Schloss ausgestellt, ein nahezu unbekannter Schatz, der aus der Sammeltätigkeit der Direktoren wie aus Schenkungen gewachsen ist. Allerdings: Bis heute war es keinem Museumsleiter vergönnt, kontinuierlich und systematisch den Bestand des Museums zu mehren, weil die finanziellen Voraussetzungen dafür fehlen. Am ehesten konnte Walter Müller-Wulckow, der Gründungsdirektor, mit Grafik seiner Epoche, des Expressionismus, die vorhandene Gemäldeabteilung ergänzen.

Immerhin, die Ausstellung zeigt, dass die Museumskollektion nicht nur einzelne Höhepunkte der Kunstgeschichte – Rembrandt, Munch, Heckel, Nolde – enthält, sondern sie auch im Wesentlichen dokumentieren, zugleich auch die Entwicklung der Techniken spiegeln kann. Rembrandts kleine Radierung, ein Geschenk, ist ein gewichtiger Auftakt, der erste Schwerpunkt liegt bei den zahlreichen Blättern von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein vor allem mit den Aquarellen über Federzeichnungen sowohl bei den skurrilen Tierköpfen aus Muscheln oder Baumwurzeln und gleichsam im Kontrast dazu bei den idealen Landschaften. Mit den grotesken Figurenzeichnungen von Ludwig Strack hält der Realismus Einzug in die Oldenburger Kollektion. Die weiteren Grafiken des 19. Jahrhunderts sind nicht zu überspringen, doch zu einem neuen Höhepunkt werden erst die zum Teil weltberühmten Drucke von Edvard Munch, vor allem die „Madonna“ von 1895.

Zehn Jahre später bildet sich die Künstlergruppe „Brücke“ und kurz darauf lässt sie sich zeitweise in Dangast nieder. Erich Heckel ist in der Sammlung stark vertreten, sein sachlicher Holzschnitt vom Lappan 1909 ist zum Dokument der frühen Akzeptanz des Expressionismus in Oldenburg geworden, auch wenn der Kunstverein

die „Brücke“ schon 1907 ausgestellt hatte. Natürlich ziehen auch Blätter von Karl Schmidt-Rottluff, Max Pechstein, Emil Nolde und weiterer Expressionisten die Blicke auf sich, wobei Noldes Holzschnitt „Kerzentänzerinnen“, 1917, eine Heftigkeit ausstrahlt, die in eigentümlicher Spannung zu den Schrecken des zu dieser Zeit besonders grausam wütenden Krieges im Westen steht.

Mit den Aquarellen von Franz Radziwill 1922 und 1928 kehrt die Sachlichkeit in die Kunst zurück. Doch gleichzeitig greift die Abstraktion als neue künstlerische Auffassung um sich, zuerst heute überraschenderweise in den Zeichnungen von Georg Müller vom Siel, die er im Krankenhaus angefertigt hat, zeitgleich zu Arbeiten von Paul Klee und Adolf Hölzel. Eine Brückenfunktion über die dunklen zwölf Jahre hinweg haben auch die Arbeiten von Rolf Nesch und Ernst Wilhelm Nay, die in den Dreißigerjahren entstanden sind. Der Letztere feierte auf der 2. Documenta 1958 seinen großen Erfolg, gleichsam als Abschluss der großen Epoche der Abstraktion, die dann ganz allmählich ausgelaufen ist, aber immer wieder, wie in der Ausstellung die Beispiele Emil Schumacher und Bernard Schultze zeigen, neu inspirieren kann. Aber Figuration und Gegenständlichkeit kehrten im Laufe der Sechzigerjahre zurück, dargestellt an Arbeiten der erfolgreichsten Künstler ihrer Zeit: Horst Antes, Georg Baselitz und eben Gerhard Richter.

Ein informativer ausführlicher Katalog mit Literaturverzeichnis, biografischen Hinweisen und Anga-



Gerhard Richter, Schweizer Alpen, Motiv B1, 1969. Landesmuseum Oldenburg. © Gerhard Richter 2014



Karl Schmidt-Rottluff, Bildnis eines Mannes, 1922 (Postkarte an Ernst Beyersdorff) Landesmuseum Oldenburg, Foto: Sven Adelaide © VG Bild-Kunst, Bonn 2014

ben zu den einzelnen Werken begleitet die Ausstellung, ein erstes Nachschlagewerk zur grafischen Sammlung, allerdings kein Ersatz für ein ausführliches Verzeichnis der grafischen Bestände des Museums.



Landschaftspräsident Thomas Kossendey (2. von links) mit den Preisträgern Anna Musatova (rechts), Gina Schumm (2. von rechts), Jörg Kowollik (hinten von rechts), und Dettmar Koch sowie den Laudatoren Dr. Stephanie Abke und Hans-Richard Schwartz. Foto: Jörgen Welp

Oldenburgische Landschaft gut aufgestellt

Vielfältige Betätigung
rund um Themen
des Oldenburger Landes

VON KATRIN ZEMPEL-BLEY

Auf ein positives Jahr blickte Thomas Kossendey, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, anlässlich der 76. Landschaftsversammlung in Oldenburg zurück. Er erinnerte an zahlreiche Buchveröffentlichungen der Landschaft, die sich mit dem Oldenburger Land befassen, und nannte stellvertretend das Buch „Geschichte des Oldenburger Landes. Herzogtum, Großherzogtum, Freistaat“, das der ehemalige Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke herausgegeben hat (vgl. S. 60).

Er kündigte an, die Arbeit der Arbeitsgemeinschaften und Fachgruppen innerhalb der Landschaft stärker als bisher zu wertschätzen, indem sie sich einzeln dem Vorstand vorstellen und über ihre Arbeit berichten. „Ihre Mitglieder leisten unglaublich wichtige und vielfältige Arbeit, indem sie sich mit den Belangen des Oldenburger Landes befassen“, sagte Kossendey. Es sei wichtig, dem Vorstand einen genauen Einblick darüber zu vermitteln.

Zwei Themen hat sich der Präsident für 2015 auf seine Fahnen geschrieben: die Energiewende und die Auswirkungen auf das Oldenburger Land sowie das Landesraumordnungsprogramm des Landes. „Die Landkreise werden zunehmend zum Maislabyrinth und verändern das Bild unserer Kulturlandschaft nachhaltig“, gab er zu bedenken. Über die Gewinnung von Bioenergie durch Mais müsste intensiver und kritischer nachgedacht werden. Der von der Landesregierung vorgelegte Entwurf zum Raumordnungsprogramm ist nach Kossendeys Auffassung am grünen Tisch entstanden. „Es wäre sinnvoll, die Bürger vor Ort mit einzubeziehen“, meinte er und kündigte eine fundierte Stellungnahme der Landschaft an. „Es kommt vor allem darauf an, auf historisch gewachsene Räume und somit

Beziehungen Rücksicht zu nehmen“, erklärte er. Die Vorgabe, Wohn- und Arbeitsstätten auf „zentrale Orte zu konzentrieren, gefährde die Entwicklung kleiner Orte“.

Schließlich berichtete er von einem Projektantrag, den die Landschaft an die Metropolregion gestellt habe zum Thema „Willkommenskultur“. „Kultur gehört zum Menschsein. Deshalb sollten wir für Kulturbegegnungen mit Migranten sorgen und ihnen unsere Kultur und Kulturlandschaft vorstellen.“ Für das neue Jahr kündigte er die Verleihung des Oldenburger Wissenschaftspreises an, den die Landschaft erstmals ausgeschrieben hat. 17 Einsendungen lagen vor, drei Preisträger wird es geben, die sich wissenschaftlich mit einem Thema zum Oldenburger Land auseinandergesetzt haben.

Geschäftsführer Dr. Michael Brandt berichtete über erfolgreiche Verhandlungen mit dem niedersächsischen Kulturministerium. Auch künftig erhält die Landschaft regionale Fördermittel in Höhe von 310.000 Euro. In diesem Jahr konnten mit der Summe 62 Projekte gefördert werden, 82 Förderanträge lagen insgesamt vor. Mit zusätzlichen Eigenmitteln gelang es, 38 kleine, aber nachhaltige Projekte zu fördern.

Vieles habe sich in der letzten Zeit im Oldenburger Land, aber auch in der Oldenburgischen Landschaft gut entwickelt. So sei es vor allem den Vereinen und Initiativen im ländlichen Raum zu verdanken, dass dort weiterhin eine aktive Heimatpflege und engagierte Kulturarbeit geleistet werden könne, betonte Brandt. Deshalb sieht die Oldenburgische Landschaft in der Förderung des ländlichen Raums einen Schwerpunkt ihrer Arbeit. Das wird nicht nur in ihrer Förderphilosophie deutlich,



Landschaftspräsident Thomas Kossendey und Oberbürgermeister Jürgen Krogmann.
Foto: Jörgen Welp

sondern spiegelt sich auch in der Beratungstätigkeit wider.

„In einer Art aufsuchenden Kulturarbeit versuchen wir, die Probleme, aber auch die Möglichkeiten von Vereinen und Initiativen kennenzulernen, um mit Rat, und oft auch mit Finanzmitteln weiterzuhelfen“, sagte Brandt.

„Wir engagieren uns ständig in der Vernetzung der vielfältigen Initiativen unserer Region untereinander, erschließen ihnen aber auch Kooperations- und Fördermöglich-

keiten außerhalb des gewohnten Spektrums“, berichtete der Geschäftsführer. Auch die Landschaft selbst arbeitet heute gebietsüberschreitend und ist in einigen Bereichen, zum Beispiel Plattdeutsch, Orgelmusikkultur und Kulturmarketing, selbst in größere Netzwerke eingebunden.

Schließlich kündigte er für das nächste Jahr einen völlig neu konzipierten Baudenkmalführer an, der im kommenden Jahr der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Und als Erweiterung des Baudenkmalführers ist eine neue Reihe von Kirchenführern nach einheitlichem Konzept begonnen worden. Zwei kleine Bände – für die Kirchen in Berne und Kirchhatten – liegen bereits vor.

Für den nächsten Landschaftstag in Rastede am 7. März konnte der Niedersächsische Landtagspräsident Bernd Busemann gewonnen werden. Abschließend wurden zwei mit je 1000 Euro dotierte Förderpreise an die Oldenburger Tänzerin Anna Musatova (ausgebildet durch die Ballettschule Steigerwald) und den Oldenburger Verein Jugendkulturarbeit vergeben.

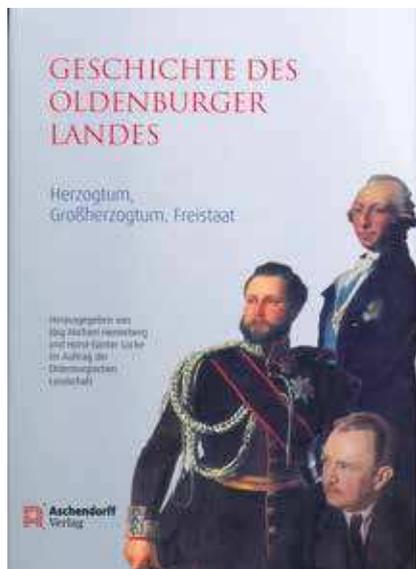


Der Kurzfilm über das Bandprojekt „Plattsounds“ wurde mit großem Interesse aufgenommen. Foto: Susanne Tauss

RED. Auf Einladung des Amtes für regionale Landesentwicklung (ARL) Weser-Ems in Oldenburg beteiligten sich die Emsländische Landschaft, der Landschaftsverband Osnabrücker Land, die Ostfriesische und die Oldenburgische Landschaft am Bürgerfest zum Tag der Deutschen Einheit in Hannover am 2. und 3. Oktober. Zusammen mit dem ARL konnten die vier Landschaften rund 10.000 Besucher an ihrem Informationsstand im Niedersachsenszelt begrüßen, darunter auch Regierungsvertreter wie Innenminister Boris Pistorius und Staatssekretärin Birgit Honé aus der Staatskanzlei. Die „Region Weser-Ems“ präsentierte sich mit innovativen Wirtschaftsleistungen und den vielfältigen Kulturschätzen dieses Raumes. Die mitgebrachten Informationsmaterialien – hier ist besonders **kulturland oldenburg** zu nennen – mussten ständig nachgelegt werden. Großes Interesse fand auch der in einer Endlosschleife laufende Kurzfilm zum Jugendbandprojekt „Plattsounds“ der niedersächsischen Landschaftsverbände und Landschaften.

Ein Buch setzt markanten Schlusspunkt

Findet sich in der Geschichte des Oldenburger Landes eine Erklärung für die hohe Identifikation der Menschen mit ihrer Heimat?



RR Oldenburg. So kann es einem ergehen, wenn man sich näher auf Oldenburg einlässt: Obwohl er erst zwei Mal im Oldenburger Land war, habe er mit einigem Erstaunen festgestellt, dass ihn schon beim zweiten Besuch das Gefühl beschlichen habe, „nach Hause zu kommen“, bekannte der Berliner Journalist, Verleger und Historiker Andreas Lombard vor dem kleinen Kreis von Gästen, dem im Fürstensaal der Oldenburger Bahnhofsgaststätte ein neues Buch zur Landesgeschichte vorgestellt wurde. Lombard, nach eigenem Bekunden von Haus aus kein Fachmann für die oldenburgische Geschichte, hat sich im Laufe seiner Recherchen intensiv in die ihm zunächst fremde Materie vertieft. Sein Blick von außen auf das Haus Oldenburg und das Herzogtum soll ebenso wie die Kapitel der anderen sechs Autoren dazu beitragen, eine Antwort auf die Frage zu finden, die am Beginn des Projektes stand: Lässt sich in der Geschichte eine Begründung oder Erklärung dafür finden, warum sich Oldenburger enger und nachdrücklicher mit ihrer Heimat identifizieren, als das in anderen Landstrichen der Fall ist? „Warum fühlen wir Oldenburger uns hier so wohl?“ Diese Frage stand für die beiden Herausgeber des Buches, Horst-Günter Lucke, Ehrenpräsident der Oldenburgischen Landschaft, und Jörg-Michael

Henneberg, deren stellvertretender Geschäftsführer, am Anfang ihrer konzeptionellen Überlegungen. Die viel beschworene oldenburgische Identität, darüber ist man sich weitgehend einig, beruht wohl nicht zuletzt auf der Tradition eines eigenständigen Staates. „Man kann die Gegenwart nur dann verstehen, wenn man die Vergangenheit kennt“, sagte Lucke im Fürstensaal, dem „großherzoglichen Wartesaal“, von dessen Wänden die Portraits der oldenburgischen Herzöge auf die Gäste der Buchvorstellung blicken. Nicht zuletzt inspiriert von diesem dem Anlass angemessenen Ambiente lobte er die kluge Kontinuität in der Politik des Hauses Oldenburg, das die Geschicke des Landes knapp 150 Jahre lang bestimmt hat, und verwies auf die heutige kulturelle, wirtschaftliche und politische Stärke des Oldenburger Landes, das sich seit seiner Eingliederung 1946 ins Land Niedersachsen viel Respekt und Ansehen verschafft habe.

Als Lucke vor drei Jahren zu seinem 75. Geburtstag die geplante Neuerscheinung einer „Geschichte des Oldenburger Landes“ erstmals skizzierte, anstelle von Geschenken um Spenden für sein Vorhaben bat und sich dann später auf Sponsorensuche durch die oldenburgischen Institutionen machte, rechnete er damit, dass das Werk zum Ende seiner Amtszeit als Präsident der Landschaft herauskommen könnte. Doch nicht vorhersehbare und ungewollte Verzögerungen schoben den Erscheinungstermin immer wieder hinaus. Dennoch, so betonte der Enkel des letzten Großherzogs von Oldenburg und Mitautor Huno Herzog von Oldenburg, setze dieses Buch den markanten Schlusspunkt hinter Luckes langjährige und verdienstvolle Arbeit als Landschaftspräsident. Herausgeber und Autoren, das war gleichsam eine der Bedingungen für die Mitarbeit, waren sich einig in dem Ziel, allergrößten Wert auf Verständlichkeit zu legen, ohne die wissenschaftlichen Grundlagen außer Acht zu lassen. Die Geschichte Oldenburgs sollte gut lesbar und lebendig dargestellt werden, nicht zuletzt mit Blick auch auf ein jüngeres Lesepublikum.

Dass dieser Vorsatz eingehalten wurde und das Buch sich zudem in grafisch ansprechender Aufmachung und hochwertiger Ausstattung präsentiert, bescheinigt Thomas Kossendey, Nachfolger Luckes im Amt des Landschaftspräsidenten, den Autoren, Herausgebern und dem Verlag. Es sei ein Buch „von Oldenburgern für Ol-

Die Autoren und ihre Beiträge

- Dr. Jörgen Welp (Oldenburg): Die territoriale Entwicklung des Oldenburger Landes.
- Andreas Lombard (Berlin): Haus und Land. Das Herzogtum und Großherzogtum Oldenburg von 1773 bis 1918.
- Huno Herzog von Oldenburg: Die russische Nebenlinie des Hauses Oldenburg und weitere Mitglieder des Hauses in russischen Diensten.
- Prof. Dr. Albrecht Eckhardt (Oldenburg): Vom Großherzogtum zum niedersächsischen Verwaltungsbezirk. Das Land Oldenburg 1914 – 1918.
- Dr. Burkhard Beyer (Münster): Ganz ohne Eile. Die Eisenbahnen des Großherzogtums Oldenburg.
- Prof. Dr. Peter Betthausen (Berlin): Der Oldenburger Klassizismus. Ein kaum bekanntes Kapitel deutscher Architekturgeschichte.
- Thomas Hellmold (Oldenburg): Was vom Großherzogtum übrig blieb. Banken, Versicherungen und Wirtschaftskammern.

Geschichte des Oldenburger Landes. Herzogtum, Großherzogtum, Freistaat. Herausgegeben von Jörg-Michael Henneberg und Horst-Günter Lucke im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft, 290 Seiten, zahlr. Abbildungen, Hardcover, Aschendorf Verlag, Münster 2014, ISBN 978-3-402-12942-5, Preis 24,80 Euro.

denburger“ geworden und werde dem von Lucke seit Jahren verfolgten Anliegen, den Oldenburgern ihre spannende regionale Geschichte nahezubringen, vollauf gerecht. Kossendey deutete allerdings auch dezent an, dass er dieses historische Wissen noch nicht als so ausgeprägt einschätzt, wie es seiner Ansicht nach wünschenswert wäre.

Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der Darstellung des jüngeren Abschnitts der oldenburgischen Landesgeschichte, also der Zeit seit 1773/1774, nach dem Ende der dänischen Herrschaft. Herzogtum, Großherzogtum und der Freistaat Oldenburg, der schließlich im Land Niedersachsen aufging, waren die prägenden Jahre für das Oldenburger Land. Wobei in den Beiträgen die Entwicklungen in Oldenburg immer auch eingebettet werden in den Kontext deutscher und europäischer Zeitgeschichte. Zudem wartet das Buch mit einem Novum auf: Zum ersten Mal werden in einer Veröffentlichung die Staatsportraits der Oldenburger Herzöge und Großherzöge abgebildet.



Ein Einkaufsführer und Gutscheinebuch mit einer wunderbaren Philosophie dahinter, das ist KOSTBAR. Bereits zum fünften Mal hat der gemeinnützige Verein transfer dieses Büchlein nun herausgebracht – und auch in der Ausgabe für 2015 geht es darum, die Themen Konsumkultur und Klimaschutz in Einklang zu bringen. Die Idee hinter KOSTBAR ist simpel: Jeder soll Anregungen bekommen, wie man ohne großen Aufwand jeden Tag etwas für den Klimaschutz tun kann. Das fängt beim Einkaufen an, denn „wer weiter denkt, kauft näher ein“, heißt es bei transfer. Pro-

dukte aus der Region sind nicht nur gut fürs Klima, sondern auch aktive Wirtschaftsförderung, weil das Geld in der Region reinvestiert wird und Arbeitsplätze sichert. Und das, was beim Einkauf klappt, lässt sich auf viele weitere Lebensbereiche ausweiten, angefangen beim Essen gehen über den Hausbau bis hin zur umweltfreundlichen Mobilität. 106 nachhaltig arbeitende Firmen werden in KOSTBAR vorgestellt, und jede bietet mit zwei Gutscheinen noch einen zusätzlichen Anreiz, sie einmal genauer kennenzulernen.

Übrigens:

Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter: www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

„Hallo, ich bin David Kellermann und mache ein Freiwilliges Soziales Jahr Kultur!“

Wummernde Bässe mit plattdeutschen Texten, Soundchecks, technische Absprachen, Hotelbuchungen, Cateringbestellungen und eine Menge an Fotos – all das waren Eindrücke und Aufgaben meiner ersten Wochen des freiwilligen sozialen Jahres Kultur.

Mein Name ist David Kellermann, ich bin 17 Jahre alt und seit dem 1. September der neue FKJler der Oldenburgischen Landschaft. Nachdem ich mein Abitur an der Cäcilien- und Marienschule Oldenburg gemacht habe, stellte sich die Frage, wie es denn jetzt weitergehen soll. Die Wahl fiel dann auf ein freiwilliges kulturelles Jahr bei der Oldenburgischen Landschaft. Es hat sich schnell herauskristallisiert, dass anfangs vor allem die Mitarbeit bei den zahlreichen plattdeutschen Projekten im Vordergrund stehen würde. So wurde ich bei „Plattsounds“ mit verschiedenen Aufgaben zur Projektvorbereitung und -durchführung beauftragt, bin in die Organisation von „Liet International“ eingebunden und unterstütze das Organisationsteam von „PLATTart“. Außerdem bin ich für die Erstellung des Pressespiegels verantwortlich und arbeite an der Veröffentlichung der nächsten Ausgabe des Museumsmagazins mit.

Ich freue mich auf ein sehr vielseitiges und produktives Jahr bei der Oldenburgischen Landschaft und hoffe, dass ich sowohl aus meiner Arbeit im Tagesgeschäft der Landschaft als auch aus der Organisation meines eigenen Projekts wertvolle Erfahrungen für meine Zukunft gewinnen kann.

DAVID KELLERMANN



Foto: Anna-Lena Sommer

Glaskunst erzählt „unerhörte“ Geschichten

Schüler(innen) des Landesbildungszentrums für Hörgeschädigte gestalten Windpyramide für den Botanischen Garten

VON PETRA BEIER

Seit Mitte November ziert eine gläserne „Windpyramide“ den sich im Neuaufbau befindenden Bereich der Pflanzenwelt Nordwestdeutschlands im Botanischen Garten. Das beeindruckende Kunstwerk ist das Ergebnis eines ehrgeizigen Glaskunstprojektes, das der Künstler Gerhard A. O. Schmidt zusammen mit Schülerinnen und Schülern der Klasse 9.1 des Landesbildungszentrums für Hörgeschädigte (LBZH) verwirklicht hat.

Die „Windpyramide“ ist eine dreiseitige, 4,60 Meter hohe Skulptur aus Edelstahl und bemaltem Farbglas. Drei Windschalen-Kränze zeigen die Bedeutung der Energie des Windes für alles, was sich im Wasser, auf dem Land und in der Luft bewegt. Die Glasfelder zu den einzelnen Themen wurden von den Schülern individuell gestaltet und tragen deren Initialen.

Nach einem Glas-Workshop, zu dem die Schüler(innen) im Herbst vergangenen Jahres durch ihre Lehrkräfte motiviert worden waren, hatte die Begeisterung auf allen Seiten Wellen geschlagen: „Die Ergebnisse sind ermutigend, erfrischend und erfüllend. Die Begabungen der Jugendlichen sind groß“, schwärmte Gerhard A. O. Schmidt schon damals, deshalb begann er bereits während der Sponsorsuche auf eigenes Risiko mit den Arbeiten. Unterstützung erhielt der Künstler von Kunstlehrerin Ingrid Fischer und Klassenlehrer Bodo Fischer, die sich mit großem Engagement für das Projekt einsetzten.

„Die jungen Menschen haben sich selbst und andere von ganz neuen Seiten kennengelernt“, lobt die Pädagogin den pädagogischen Nutzen des Projektes für die Klassengemeinschaft, „außerdem stellte die Glasmaltechnik die Schüler vor vollkommen neue Herausforderungen. Sie mussten lernen, das Gegenständliche zu verlassen und haben sich überraschend schnell in das Abstrakte und die Besonderheiten des Materials eingefühlt.“



Schülerinnen und Schülern der Klasse 9.1 des Landesbildungszentrums für Hörgeschädigte (LBZH) und Glaskünstler Gerhard A. O. Schmidt bei der Einweihung im Botanischen Garten Oldenburg am 14. November.
Foto: Petra Beier

Auch der wissenschaftliche Leiter des Botanischen Gartens, Bernhard von Hagen, ist vom Projekt Windpyramide begeistert: „Das Kunstwerk ist ein erster optischer Anziehungspunkt in einem Bereich, der gerade zu einem Irrgarten der Evolution umgestaltet wird. Die Pyramide wird umgeben sein von Pflanzen, die den Wind zur Ausbreitung oder zur Bestäubung nutzen, zum Beispiel die Pusteblume oder Gräser. Durch einen erhöhten Standpunkt erinnert die Pyramide auch an die Warften vieler Windmühlen unserer nahen Küstenlandschaft. Wir freuen uns sehr, die Windpyramide bei uns aufstellen zu dürfen.“

Bereits am Pfingstmontag hatte die Projektgruppe ihr Vorhaben im Botanischen Garten vorgestellt und seitdem weiterverfolgt. Schließlich mussten an drei Vormittagen im Oktober im Werkraum des LBZH über 100 akribisch nummerierte Glaszuschnitte von den Schülern bearbeitet werden. Hochkonzentriert wurden Glasfarben gerührt und aufgepinselt, mit Gabeln und Schabern Strukturen gesetzt, ersehnte Luftblasen in den Verläufen bestaunt und Zwischenergebnisse begutachtet.

„Das Projekt war eine spannende Teamarbeit, weil wir mit einem ganz unbekanntem Material arbeiten durften und unsere Ideen einbringen konnten“, sagt Schülerin Neele, „und ich finde es sehr schön, dass wir etwas Bleibendes für unsere Stadt geschaffen haben, das man auch noch in paar Jahren öffentlich im Botanischen Garten anschauen kann.“

In der Abschlussrunde wurde deutlich: Die gemeinsame Arbeit an der Windpyramide hat die Schüler berührt, fasziniert und ihnen mehr Selbstvertrauen gegeben.

Viel Neues habe er nicht nur künstlerisch dazugelernt, sondern auch über sich selbst erfahren, resümiert Maximilian: „Ich habe meine Freude an Farben entdeckt“, sagt er, „und ich bin auch selbst ein viel farbenfroherer Mensch geworden.“

Weihnachten bei Vogelers

VON KLAUS MODICK

Das Weihnachtsfest beging Rilke unterm soliden Gebälk von Vogelers Elternhaus, einer Bremer Patriziervilla an stiller, von alten Linden gesäumter Straße. Hinterm Haus lag ein weitläufiger, parkartiger Garten, durchzogen von Wegen aus weißem Weserkies.

Der Familienkreis, dem nach dem frühen Tod ihres Manns nun Vogelers Mutter vorstand, hatte sich vollständig eingefunden: Zwei jüngere, noch ledige Schwestern und, in Begleitung ihrer Verlobten, die beiden Brüder Vogelers. Sie hatten, wie auch Heinrich, kein Interesse an einer Fortführung der väterlichen Firma gezeigt, sondern sich von ihrem Erbe einen Gutshof bei Zeven gekauft. Dort betrieben sie eine erfolgreiche Geflügelzucht nach amerikanischem Muster. Einige Onkel, Tanten, Nichten und Neffen komplettierten die Runde. Martha Schröder verbrachte Weihnachten in Worpsswede bei ihrer Mutter.

Der Tisch im Speisezimmer war festlich eingedeckt, und durch die geöffnete Schiebetür funkelte der üppig geschmückte Weihnachtsbaum im großen, mit dunklem Holz getäfelten Salon. Eingestellt auf die gediegene Großbürgerlichkeit hatte Rilke sich mit einem dunkelgrauen, dreiteiligen Anzug, den freilich – als dezenten Ausdruck seines Künstlertums – eine weinrote Krawatte und gleichfarbige Gamaschen gewissermaßen einrahmten. Platziert wurde er zwischen Vogelers jüngster Schwester Henny und einer korpu-lenten Tante aus Schwanewede, neben der Rilkes schmächtiger Körper spindeldürr wirkte. Da die Tante schwerhörig war, musste er sehr laut sprechen. Seine sonst leise, immer ein wenig bittend klingende Stimme bekam so etwas Durchdringendes und Schrilles und war am ganzen Tisch vernehmbar.

Als Angehöriger eines uralten böhmischen Adels- und Offiziersgeschlechts rief er zwischen

Suppe und Hauptgang der Tante ins geneigte Ohr, sei er zwar mit hanseatischer Lebensart im engeren Sinn unvertraut, doch gebe es auch in seiner weit verzweigten Familie Vertreter traditionsreicher Kaufleute mit Verbindungen in höchste und, jawohl, allerhöchste Kreise.

Die dicke Tante nickte stumm und lächelte freundlich.

Vogeler fand, dass etwas an dessen Gerede nicht stimmte, was durch die forcierte Lautstärke noch betont wurde. Es gab da einen schwer zu definierenden, an Heuchelei grenzenden Unterton, der zwischen unschuldigem Wolkenkuckucksheim und kalkulierter Hochstapelei changierte.

Rilke schien es jedenfalls durchaus nicht unangenehm zu sein, dass ihm schon bald der ganze Tisch zuhörte. Übrigens, rief er, plane er im kommenden Jahr eine Russlandreise, in deren Verlauf er auch dem hoch verehrten Grafen Tolstoi sowie dem Fürsten Trubetzkoi seine Aufwartung zu machen gedenke.

Die Tante nickte. „Ach was ---“

Ob denn diese Herrschaften etwa auch zu seiner Verwandtschaft zählten?, erkundigte sich Vogelers angehende Schwägerin Philine.

Rilke schien einen Augenblick zu überlegen, trank einen Schluck Wasser und sagte dann eher gedämpft: „Nicht direkt.“

„Ach, Russland ---“ Die 17-jährige Henny seufzte ein Backfischseufzen. „Wenn man da doch mitreisen könnte. Die russische Seele. Balalaikaklänge. Und diese zauberhaften Puppen ---“

Sie warf Rilke einen staunenden, auch sehnsüchtigen Blick zu, der Vogeler nicht entging. Woher, fragte er sich, kam die geradezu magnetische Wirkung auf Frauen, die dieser keineswegs hübsche Mann ausstrahlte?

Ob der Herr Rilke denn allein oder in Gesellschaft zu reisen beabsichtige?, fragte Vogelers



KLAUS MODICK wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift *kulturland oldenburg* schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.

Foto: Peter Kreier

Mutter spitz. Hennys Schmachten war auch ihr nicht entgangen. Heinrich stellte diesen merkwürdigen Dichter doch wohl der Familie nicht etwa vor, auf dass er ihren Töchtern nachstellte ---

Er fahre, sagte Rilke, in Begleitung des Professors Andreas, jenes hoch bedeutenden, dem persischen Königshof eng verbundenen Orientalisten ---

Dem Mienenspiel der Tischgesellschaft war zu entnehmen, dass der Hochbedeutende hier eher unbekannt war. Man nickte fragend und blickte verständnislos. Nur die schwerhörige Tante machte: „Ach was?“

--- sowie, fuhr Rilke fort, sowie dessen Gattin, der in ganz Europa berühmten Schriftstellerin, Rilke legte eine kurze Fermate ein, Lou Andreas-Salomé.

„Oho“, machte Vogelers Bruder Franz ebenso vage wie zweideutig.

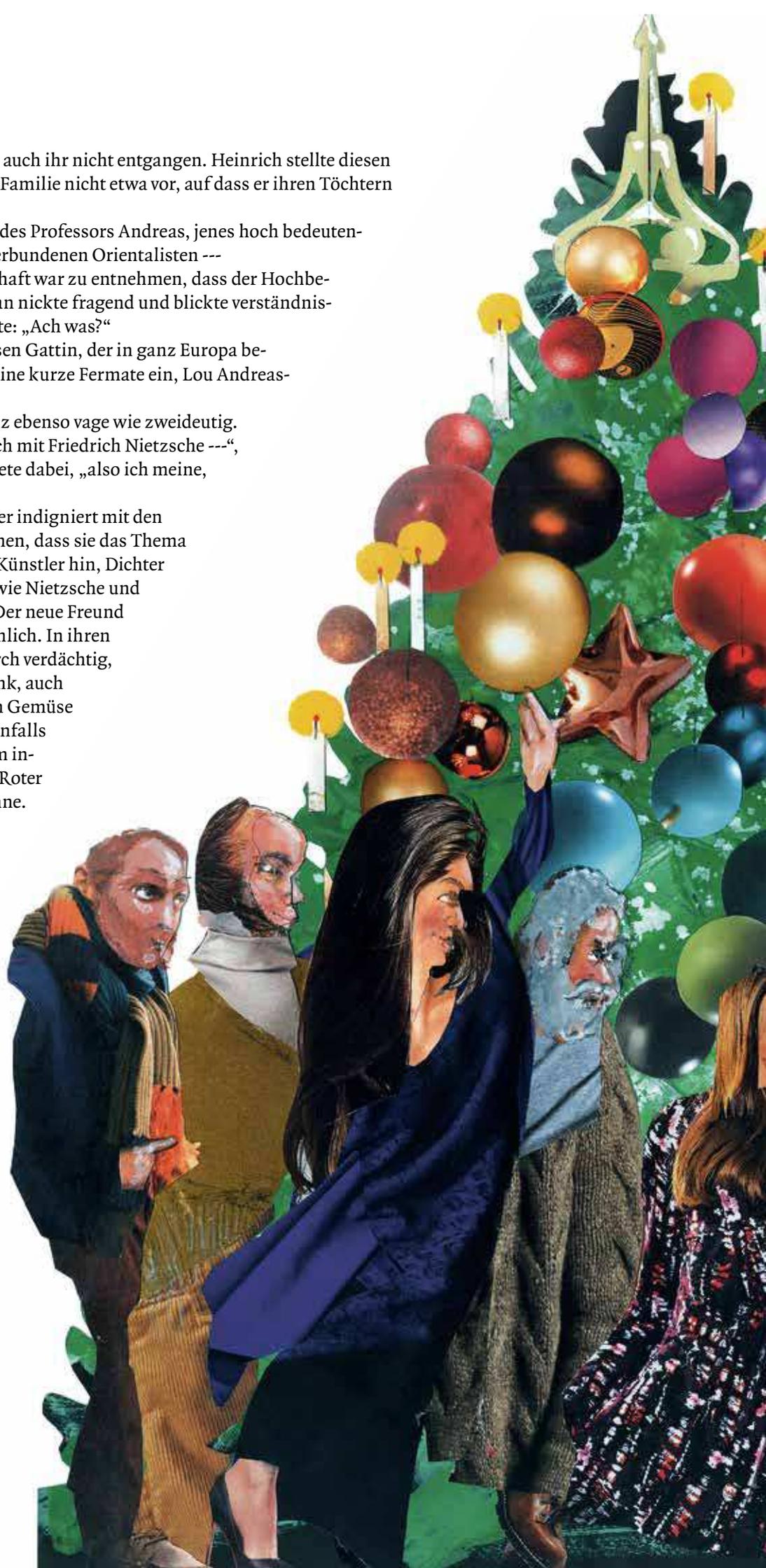
„Ist das nicht die Dame, die angeblich mit Friedrich Nietzsche ---“, sagte Henny ganz aufgeregt und errötete dabei, „also ich meine, die, na ja ---“

Vogelers Mutter schwieg, zuckte aber indigniert mit den Mundwinkeln – ein untrügliches Zeichen, dass sie das Thema lieber auf sich beruhen lassen würde. Künstler hin, Dichter her, von unmoralischen Philosophen wie Nietzsche und deren Mätressen ganz zu schweigen: Der neue Freund ihres Sohns war ihr ersichtlich unheimlich. In ihren Augen machte Rilke sich bereits dadurch verdächtig, dass er Wein ablehnte, nur Wasser trank, auch Fleisch verschmähte und sich lediglich Gemüse auflegen ließ. Gesund konnte das jedenfalls nicht sein. Immerhin sprach Rilke dem inzwischen gereichten Dessert eifrig zu, Roter Grütze mit Vanillesauce und Schlagsahne.

Als nach dem Essen Likör und Zigaretten für die Damen, Cognac und Zigarren für die Herren gereicht wurden, winkte Rilke wiederum ab. Vogeler wunderte sich, hatte Rilke im Frühjahr in Florenz doch noch Alkohol getrunken, und zwar deutlich mehr, als er vertragen konnte. Und hatte er da nicht auch geraucht?

Die nahe liegende Frage stellte jedoch die unbefangene Henny. „Sie sind wohl Temperenzler, Herr Rilke?“

Rilke räusperte sich. Er lebe, sagte er dann feierlich, als hätte er die Frage längst erwartet, er lebe, wo es gehe, von Gemüse, um dem einfachen, durch nichts Fremdes gesteigerten Lebensbewusstsein nahe zu sein. Und Wein gehe in ihn nicht mehr ein, weil er wolle, dass nur seine Säfte reden und rauschen und Seligkeit haben sollten wie in Kindern und Tieren, tief aus sich selbst.



„Ach was?“, sagte die Tante.

„Ich --- verstehe“, stammelte Henny verständnislos.

Frau Vogeler klatschte in die Hände, aber es war kein Beifall, sondern ein Signal. „Lasst uns noch unterm Weihnachtsbaum singen“, rief sie.

Die Gesellschaft wechselte in den Salon und versammelte sich um den Baum. Onkel Fritz setzte sich ans Klavier, stimmte das Lied an, in dem die grünen Blätter des Weihnachtsbaums besungen werden, und alle fielen ein, gefolgt von Vogelers liebstem Weihnachtslied, in dem der glänzende Baum „getreuer Hoffnung stilles Bild“ genannt wird und zwei Engel, die kein Auge kommen sieht, eintreten, beten und unbemerkt wieder verschwinden. Der zwischen religiösem Tiefsinn und deutscher Gemütlichkeit schimmernde Liedtext hätte von Rilke sein können, zumal er als Geschenk seinen ganz neuen Gedichtband mitgebracht hatte, der, dem Anlass angemessen, Advent hieß.

„Wir würden uns alle freuen, wenn Sie uns nun etwas daraus lesen wollten“, sagte Vogeler.

„Oh, bitte, ja ja ---“, seufzte Henny.

„Wenn es denn allgemein gewünscht wird.“ Mit einem Anflug der Künstlern eigenen Koketterie warf Rilke einen fragenden Blick in die Runde, doch traf die Bitte den Dichter keineswegs unvorbereitet, zog er doch unverzüglich ein Exemplar des Büchleins aus seiner Anzugasche.

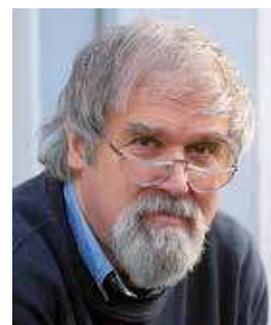
Frau Vogeler zog die Augenbrauen hoch.

Mit leiser, sehr akzentuierter Stimme, rücksichtslos nun allerdings gegenüber der Tante aus Schwanewede, trug Rilke vor.

„Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt,
und manche Tanne ahnt, wie balde
sie fromm und lichterheilig wird;
und lauscht hinaus. Den weißen Wegen
streckt sie die Zweige hin – bereit,
und wehrt dem Wind und wächst entgegen,
der einen Nacht der Herrlichkeit.“

Man war durchaus ergriffen. „Wie schön“, raunte es im Kreis und „vortrefflich“, „bezaubernd“ oder gar „betörend“, und Henny seufzte wortlos. Der Dichter ließ sich nicht lumpen und las nun allerlei von trauten, lauschigen Winterstuben, verschneitem Tann und holden Müttern wie Königinnen. Da schwanden selbst aus Frau Vogelers Blick hanseatische Strenge und Skepsis. Das war Lyrik ganz nach ihrem Herzen – besinnlich, harmonisch, erbaulich. Mit einem Wort: poetisch.

Auszug aus Klaus Modicks Worpswede-Roman „Konzert ohne Dichter“, der im Februar 2015 erscheint. Abdruck mit Genehmigung des Autors.



KLAUS BEILSTEIN wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift *kulturland oldenburg* zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier





Näher dran.

An besonderen Momenten, großen und kleinen Ereignissen.
An allem, was die Menschen in unserer Region bewegt.
Denn wir fördern Kunst und Kultur in ihrer ganzen Vielfalt.

Unsere Nähe bringt Sie weiter.